3 1761 07355658 1

635-3616

S. H. Mosenthal

Bilder aus dem jüdischen Familienleben

ספריה עירונית
בפתח תקוה ע"י רח' שד'
ירושלים

4635-018-X

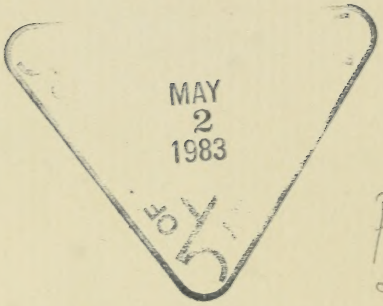
Zur persönlichen
Erinnerung an

Germers.

S. H. Mosenthal

Bilder aus dem jüdischen Familienleben

Leipzig
Verlag von Max Koch



PJ
2435
M5B5

ספריה עירונית
מחלקת תרבות ע"י ריכ שמל
ירושלים

Inhalts-Verzeichnis.

Tante Guttraud 1
Schlemilchen 18
Raafs Mine 59
Jephthas Tochter 100
Raschelchen 148

Druck von Albert Müller, Leipzig.

Tante Guttraud.

Ich weiß nicht, wie es historisch zu begründen ist, daß wir Juden für die Mahlzeit am Freitagabend, als am „Eingang des Sabbats," ein Fischgericht für unerläßlich halten. Die Bibel zählt unter den nationalen Lieblingsspeisen nur die Zwiebeln und den Knoblauch auf. Ob sich das angestammte Fischgericht durch Petri Fischfang oder das Wunder mit den Fischen auf seine historische Quelle zurückleiten lasse, das mögen die Archäologen entscheiden. So viel aber weiß ich, daß in meiner Vaterstadt, die eine überwiegend protestantische, eine kleine katholische und eine ziemlich beträchtliche jüdische Bevölkerung besaß, fast ausschließlich für die letztere jeden Freitag die Bauern der Umgegend am sogenannten „Fischstein" ihren Markt hielten und jüdische Köchinnen in mehr oder weniger reinen Netzen, jüdische Hausväter in mehr oder weniger reinen Schnupftüchern ihr Kontingent an „Schabbesfischen" nach Hause trugen.

Das Gericht hatte einen solennen Anstrich. Für die Größe des Festes zeugte die Qualität der Fische; den drei hohen Festtagen gehörte der Lachs, den minderen der Karpfen in der spartanischen Sauce; die gewöhnlichen Sabbate mußten sich mit Barben und Weißfischen begnügen. Doch ohne Unterschied der Rangstufen wurden die Fische stets von meiner Mutter eigenhändig zubereitet, denn mein Vater behauptete, daß niemand auf Erden eine Fischsauce „à la Mutter" bereiten könne. Mit gerechtem Stolz heftete die Mutter jeden Freitag vormittags

sich die weiße Schürze um, an deren beide Zipfel ich und meine kleinere Schwester uns klammern durften, um Zeugen bei diesem Wunder der Kochkunst zu sein. So oft nun die in Stücke zerteilten Fische aus dem blanken Messingkessel genommen und symmetrisch auf die lange Schüssel geordnet wurden (das Gericht wurde abends kalt kredenzt), legte die Mutter das kräftigste Kopfstück auf einen besonderen Teller, begrenzte es mit Zwiebeln und Zitronenscheiben, übergoß es mit der gewürzig duftenden Sauce und stellte es auf den weißgescheuerten Anrichtetisch mit den Worten: „Für Tante Guttraud."

Allwöchentlich sahen wir Kinder diesen neidenswerten Tribut hinwegtragen, ohne uns von der Zwangspflicht, die uns kopflose Fische auferlegte, Rechenschaft geben zu können. Tante Guttraud war eine Mutterschwester unserer Mutter, die mit einem kranken Mann und zwei ältlichen Töchtern in einem Gäßchen nahe der alten „Schul", dem Bethaus der Strenggläubigen, ihre Wohnung hatte, aus der sie nie den Fuß setzte. So oft aber die Mutter nur ihren Namen nannte, geschah es mit einem Ausdruck frommer Verehrung, zu der auch wir Kinder mit angehalten wurden, ohne sie zu begreifen oder je nach ihrem Grunde zu fragen. Ja unsere heilige Scheu gewann einen Anstrich von Furcht, wenn wir mit der Mutter Freitag abends nach der „Schul" (Gottesdienst) die alte hölzerne Treppe, die einen Strick statt des Geländers hatte, zur Wohnung der Tante Guttraud hinaufkletterten, um uns, wie es die Mutter nun einmal eingeführt hatte, von ihr „benschen" (segnen) zu lassen.

Noch heute lebt in meiner Erinnerung das Bild, ja der Geruch des Zimmers, in das wir nicht ohne inneres Widerstreben eintraten. Der Geruchssinn hat ein merkwürdig treues Gedächtnis. Indem ich dieses niederschreibe, atme ich fast wieder jene Atmosphäre von Kohlendampf, Lampendunst und Kampferduft, die mir vor fünzig Jahren auf die Brust fiel und die, wo ich sie jemals in den Wohnungen der Armut wiederfand, mir unwillkürlich das Bild der Tante Guttraud in die

Seele rief. Das Zimmer war tief und niedrig; von dem geschwärzten Querbalken der Decke herab hing eine siebenzackige Messinglampe; aus zweien ihrer Schnäbel dampfte eine Oelflamme und warf ein grelles Licht auf den darunterstehenden, mit weißem Tuch gedeckten runden Tisch, während der übrige Teil des wüsten Gemachs in dämmerndem Halbdunkel lag. Der wurmstichige Fußboden war mit weißem Sand bestreut, der unheimlich unter unseren Sohlen knisterte. In einer Ecke der Tiefe lohte ein eiserner Steinkohlenofen, aus dessen Aschentür die Windstöße qualmende Wölkchen trieben; in der andern stand ein Bett mit rot und blau gewürfelten Kattunvorhängen, in welchem der Mann der Tante, den wir nie Onkel nannten, gichtkrank lag, die Hände und Füße in Kampferkissen eingebunden. Auf einem ledernen Lehnstuhl, unfern dem Bette, saß die Tante. Eine dicke, in schwarzes Leder gebundene Tfille (Gebetbuch) haltend und die Lippen noch stumm bewegend, erhob sie sich, uns zu begrüßen. Die Mutter reichte ihr die Hand mit einer Bewegung, als verneigte sie sich vor der Greisin, die das Haupt der Mutter sanft an ihre Schulter lehnte und ihr mit der flachen Hand wiederholt über die Stirn strich. „Benschen Sie meine Kinder, Tante Guttraud!“ sagte sie jedesmal, denn die demütige Greisin schien auf diese Bitte zu warten. Nun folgte sie und trat ein paar Schritte näher in den lichtern Raum auf uns zu, die wir uns scheu an die Ecke des Tisches geklammert hatten.

Tante Guttraud war von mittlerem Wuchs und schmächtiger Gestalt, die ein wenig gekrümmt oder vielmehr gebrochen schien, und die ein Kleid von dunklem Druckkattun eng umschloß. Ueber die Brust war ein weißes Tuch ohne jeglichen Zierart gekreuzt, das ihr bleiches Antlitz fast wachsgelb erscheinen ließ. Ueber der Stirn schloß ein schwarzes Band die Haare sorgfältig ein; eine weiße Tüllhaube umrahmte das strenge, vornehme Gesicht. Die Nase war so fein gezogen, daß sie wie durchscheinendes Elfenbein erschien, die schmalen Lippen ließen,

geöffnet, wohlerhaltene Zähne sehen; unter stolz gewölbten dunklen Augenbraunen leuchteten rehbraune Augen in feuchtem Glanz wie unter Tränen hervor. Zwei magere wachsgelbe Hände legten sich auf unser Haupt. Innig und seelenvoll hoben sich die Augen zum Himmel empor; die Lippen bewegten sich zur Segensformel so leise, daß wir nur das Summen der Fliegen hörten, die um die Flamme der Ampel schwirrten, und das leise Stöhnen aus dem Bette, dessen Vorhänge den Kranken verhüllten. Dann küßte sie uns auf die Stirn, und wir zogen zaghaft ihre dürre Hand an die Lippen. Mit kaum hörbarem Schritt bewegte sich die Greisin zu einem Glasschrank, aus dessen trüben Scheiben ein paar bemalte Kaffeetassen hervorlugten, und nahm aus einer Schublade zwei Borsdorfer Aepfel, mit welchen wir uns nnterhielten, während die Mutter, zum Sitzen genötigt, eine halblaute Konversation mit ihr begann.

„Wie geht es Ihnen, liebe Tante?"

„Gott sei dank! nicht schlechter. Die böse Gicht ist hartnäckig, zumal im Herbst, aber Gott wird helfen."

„Haben Sie heut Nacht ein wenig geschlafen?"

„Ein wenig; alte Leut' brauchen nicht viel Schlaf. Er schläft auch wenig, aber Appetit hat er, Gott sei Dank, und die Fisch' haben ihn delektiert. Es kocht sie auch keine so, wie meine Betty."

„Wollen Sie nicht einmal bei uns speisen, liebe Tante? Sie haben mir's längst versprochen."

„Einmal, wenn ich von ihm fortkommen kann. Ich schicke Dir lieber eins von den Mädchen; sie nähen sich die Augen aus. — Brave Kinder. Gott segne sie!"

„Und wie fühlen Sie sich, Tante Guttraud?"

„Ich? Gott sei Dank, daß es ihm nicht schlechter geht; gelobt sei der Arzt der Kranken und gesegnet, wer die Kranken labt und die Wankenden stützt!" und die magere Hand erhob sich über das Haupt unserer Mutter, die vor dem tiefen, tränenfeuchten Blick der Greisin beschämt die Augen niederschlug.

Es klopft an die Tür; die Mutter erhebt sich; die Aepfel sind verzehrt; wir atmen auf, als wir durch das enge Tor in das enge Gäßchen treten. „Kinder," sagt die Mutter, „Tante Guttraud ist eine Heilige in Isreal."

Wir glaubten ihr. Verehrt man doch die Heiligen, ohne nach dem Grunde zu fragen. Kinder verlangen nicht nach Beweisen. Die Großtante stand unseren kindischen Interessen fern; sie ragte nur um eines Fischkopfs Länge und eines Apfels Schwere in unser Leben hinein. Und diese verhältnismäßige Verkürzung war bald vergessen, so oft wir abends, wenn nicht an dem durch seine Gräten gefährlichen Fisch, so doch an der Sauce „à la Muter" gehörig beteiligt wurden.

*

Wohl zwanzig Jahre später kehrte ich von der Universität in meine Heimat zurück. Wie fand ich alles verändert und mir entfremdet! Der Tod hatte, von seiner eifrigsten Dienerin Cholera unterstützt, seine ergiebige Ernte eingeheimst. Mein geliebter Vater lag draußen am „guten Ort;" für die vielen anderen, deren Hinscheiden mir gelegentlich berichtet wurde, hatte mein Herz kaum eine Erinnerung bewahrt. Das Vaterhaus war einsam geworden; die Brüder waren in der Fremde zerstreut, die Schwester war verheiratet; an verwaister Stätte schaltete die Mutter nicht „liebeleer," denn ihr Herz umfaßte die ganze Menschheit; sie war der Brennpunkt für die zerstreuten Strahlen der Familie, die Vorsehung der Bedrückten und Notleidenden der ganzen Gemeinde geworden. Es war ein schweres Wiedersehen. Wir umarmten uns schweigend. Jedes schonte die Wunden des Andern. Das Schweigen machte die gedrückte Stimmung in dem öden Hause nur schwüler und erstickender.

„Gehen wir hinaus zu den Unseren!" sagte die Mutter. Ich wollte ihre Begleitung zurückweisen, sie lächelte. „Das ist mein gewöhnlicher Spaziergang," sagte sie, „der gute Ort ist mein Garten, mein Persepolis."

Eine Stunde Weges von der Stadt liegt der jüdische Friedhof auf einem Hügel am Saum eines Eichen-

wäldchens. Wenn man nicht durch das schmutzige Dorf fahren will, nimmt man den Weg durch den „Forst", eine Wiese mit alten Pappeln umsäumt. Die grüne Wiese war mit unzähligen Herbstzeitlosen durchsät; zur Pforte des Friedhofes hatte die Mutter den Schlüssel wie zu ihrem Garten. Wir wandelten unter Bekannten; von allen Grabsteinen grüßten vertraute Namen. Wir hatten uns am Grabe meines Vaters ausgeweint und schritten erleichterten Herzens durch die Gräberreihen, hie und da ein Steinchen auflesend, um es als Denkzeichen auf die Grabstätte eines Verwandten, eines Freundes zu legen. Bei einem liegenden Stein, dessen hebräische Inschrift mir schwer zu entziffern fiel, blieb die Mutter stehen, und gleich als ob sie mir einen teuren Bekannten vorstellen wollte, sagte sie mit gerührter Stimme: „Tante Guttraud!"

Die Erinnerung aus meiner Kindheit tauchte plötzlich vor mir auf, das Bild der Greisin in ihrem geheimnisvollen Schleier. Gegenüber dem unauflößlichen Rätsel des Todes fand mein Herz zum erften Male den Drang, nach dem Grunde der mysteriösen Verehrung dieser „Heiligen in Israel" zu forschen. Ich setzte mich am Rande ihres Grabsteines nieder und zog die Mutter in den Schatten einer Trauerweide, die sie selbst dort gepflanzt hatte. „Was ist's mit Tante Guttraud und Deiner frommen Verehrung für sie bis über das Grab hinaus? Wie groß muß dieses Weib gewesen sein, wenn eine Seele wie die Deinige sich in Ehrfurcht vor ihr verneigt!"

Fast erschreckt wehrte die Mutter diesen Vergleich von sich ab. „Wie kannst Du mich, Kind, mit dieser Martyrin vergleichen! Mir hat Gottes Gnade in meinen Kindern der Freuden so seltene gegeben und mein Schmerz war immer nur das allgemeine Menschenlos. Sie war die heiligste Dulderin, die Heldin der Demut, die Martyrin der Treue. Ein Opfer, das die Liebe bringt, begreifen wir leicht, weil wir selbst uns dessen fähig halten; Tante Guttraud steht einzig da; sie hat selbst ihre Treue geopfert. Ich habe euch Kindern nie von ihren Schicksalen

erzählt, weil ihr Heiligenschein einen Schandfleck unserer Familie deckt; ein Kindergemüt soll man nicht trüben durch die Schilderung menschlicher Irrtümer und Verbrechen. Aber Du kennst jetzt das Leben mit seinem Lichte und seinen Schatten. Jetzt kann ich Dir ruhig ihre Geschichte erzählen...

„Tante Guttraud war eine ältere Schwester meiner Mutter, Deiner verklärten Großmutter. Segen ihrem Angedenken! Sie war in einem Landstädtchen unweit der Hauptstadt verheiratet und wir hörten wenig von ihr, bis ihr Mann starb und sie mit ihren beiden Töchtern herüberzog. Sie besaß so viel, als sie zum bescheidenen Leben brauchte; sie war eine geübte Perlenstickerin und die Mädchen nähten für andere Leute. Trotz ihrer vierzig Jahre war sie noch eine schöne Frau; ihr vornehmer Gang ist mir noch immer im Gedächtnis geblieben.

„Das war in den französischen Zeiten, als König Jerôme bei uns Hof hielt und aus Frankreich und Elsaß eine Menge abenteuerlicher Leute sich bei uns ansiedelten. Das war alles „lustik" und schwindelhaft, und in der Neustadt sah man Kaufläden entstehen, so groß und prächtig wie auf der Frankfurter Zeil. Zwei Brüder, Elsaßer Juden, hatten das schönste Geschäft aufgemacht, und es war eine Neuigkeit, die Aufsehen in der Gemeinde erregte, als der Aeltere von ihnen sich mit Tante Guttraud verlobte. Es war ihm wohl hauptsächlich darum zu tun, in unsere Familie zu kommen, die nicht zu den reichsten, aber zu den geehrtesten der ganzen Gemeinde zählte. Auch war Tante Guttraud mit der weißen Hochzeitshaube wirklich eine schöne, fürstliche Frau. Ich tanzte, als Mädchen noch, auf der Hochzeit, die im Stadtbausaal gehalten wurde; meine Mutter, gesegneten Andenkens, kam traurig und kopfschüttelnd von der Sude (Hochzeitsmahl) nach Haus; das Schwindelhafte des Festes hatte sie verstimmt, das Wesen des Bräutigams sie abgestoßen. „Bei dem hat die Windel nicht gerauscht," sagte sie, um den Emporkömmling zu bezeichnen. Und sie hatte leider nur zu recht gesehen. Die Ehe der Tante war keine

glückliche. Ihr zartes, vornehmes Herz litt unter seiner Rohheit, ja man sagte, obwohl sie selbst es beharrlich leugnete, daß er sie tatsächlich mißhandle. Die Stieftöchter trösteten sich mit ihren besseren Kleidern und mit dem Bewußtsein, nicht mehr für andere Leute arbeiten zu müssen; die Tante blieb einfach wie zuvor, aber wir zogen uns mehr und mehr von ihrem Hause zurück; ein tiefer Widerwille ließ uns den neuen Onkel stets als einen Fremden betrachten. „Die französische Zeit ging vorbei; der Kurfürst wurde von den drei Alliierten wieder eingesetzt; ich war unter den „weißen Mädchen", die ihn am Wesertor empfingen. Aber die Zeiten waren, wie man damals allgemein sagte, nur schlechter geworden. Der westfälische Hof hatte viel Geld unter die Leute gebracht; mit dem Luxus hörte der Wohlstand auf; die deutsche Tugend kokettierte mit nüchterner Einfachheit; die großen Kaufleute sperrten einer nach dem andern ihre Läden zu. So ging es auch den beiden Elsaßern; der eine ging durch, der andere verarmte immer mehr, und mit dem Verfalle seines Reichtums wuchs nur seine Rohheit, aber mit ihr die Demut der frommen Dulderin. Sie strickte wieder Rosenguirlanden aus Perlen in grüne Beutelchen, die sie selbst zum Verkaufe trug, und die Mädchen errichteten eine Nähschule und verfertigten wieder Hemden für andere Leute. Doch wenn einer der Anverwandten der armen Tante eine Unterstützung bot, so wies sie diese stets entschieden und vornehm zurück: „Er sorge schon hinlänglich für die Seinen."

„Ich war seit einem Jahre verheiratet und Dein guter Vater hätte mir gern gestattet, etwas für die arme Tante zu tun. Wenn er abwesend war, was jetzt halbe Wochen lang vorkam, besuchte ich die arme Tante, deren volles Gesicht der innere Gram abzehrte und bleichte, aber nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Nur heimlich durfte ich in der Küche die kleinen Vorräte von Kaffee und Zucker, die ich mitbrachte, den Töchtern zustecken, in deren warmen Unterröcken ich die Kleider der Mutter erkannte; deshalb trug sie wohl im kalten

Winter ein dünnes Kattunkleid. Von dem Manne sagte sie, er sei „über Land", um Geschäfte zu machen. Das glaubte sie gewiß, aber mit dem „Ueberlandsein" hatte es eine eigene Bewandtnis, und man flüsterte in der Gemeinde darüber, daß er mit Geld in der Tasche und mit einer Urkette mit goldenem Petschaft zurückkam. Du weißt, mein Kind, das damals noch jedes deutsche Ländchen seine eigenen Zollschranken hatte; wir waren, gegen Hannover, wie gegen Frankfurt zu, abgesperrt, und die Waren, die zumal von Hamburg reichlich zu uns herüberkamen, mußten an der Grenze, in Landwehrhagen, teuer verzollt werden. Da bildeten sich denn allerlei Schlupfwinkel, wohin die Schwärzer nächtlich ihren Vorrat trugen und in unterirdischen Magazinen anhäuften, von wo sie auf Schleichwegen in die Stadt gebracht wurden. Die Grenzjäger streiften nun bei Tag und bei Nacht, solche Spelunken zu entdecken und aufzuheben, um so mehr, als allerlei Diebesgesindel für gestohlene Güter dort guten Absatz fand; die Strafen wider solche Schwärzer und Hehler wurden stets verschärft und es gab keine Gnade für die Ertappten.

„Da hieß es eines Tages, es war in der Woche vor den großen Festtagen, es sei bei Landwehrhagen ein solcher Diebes- und Schmugglerkeller entdeckt und aufgehoben worden und die Rädelsführer würden in Eisen hereingebracht. Ich hörte dies ziemlich gleichgültig erzählen, und weil ein häusliches Weib nicht viel auf die Gasse hinaussehen kann, so wäre mir, hätte ich nicht gerade selbst die Fensterscheiben geputzt, der ganze Spektakel entgangen, als sie auf einem Leiterwagen, der auf beiden Seiten mit Grenzjägern eskortiert war, die Gefangenen über den Markt nach den Kasematten führten. Aber so ließ mich das Geschrei des Pöbels und das Gejohle der Gassenjungen, aus dem ich den Ausruf „Jidde, Jidde!" (Jude) vernahm, den Kopf hinauslehnen, und hätte ich mich nicht an das Fensterkreuz gehalten, so wäre ich vor Schrecken zusammengestürzt; den auf der vordersten Bank des Leiterwagens, die Hände kreuzweis

mit Stricken gebunden, saß er, der unglückliche Mann meiner armen Tante Guttraud.

„Was soll ich Dir sagen, Kind? Der Schreck hatte mir fast die Füße gelähmt. Es war ein Alarm in der Stadt, ärger als bei einer Feuersbrunst. Vor den Türen und aus den Fenstern schrieen die Nachbarsleute Schimpfwörter auf ihn und auf die Juden; ich ließ nur geschwind die Fensterrouleaux herab. Dein Vater kam vom Kontor nach Hause, totenbleich. Die ganze Gemeinde war von dem Schlage getroffen, denn wenn bei uns ein Jude etwas angestellt hat, so läßt man's gleich die ganze Gemeinde entgelten. Ich dachte nicht an die Gemeinde, als Dein Vater mir erzählte, der Unglückliche sei seit langer Zeit das Haupt der Hehler und Schwärzer gewesen. „Arme Tante Guttraud!" war alles, was ich hervorbringen konnte.

„Geh' hinüber!" sagte Dein Vater in seiner Güte.

„Ich ging. Ich glaube, es war das erste Mal, daß ich in bloßem Kopf über die Gasse ging. Unterwegs wollte ich mir's zurechtlegen, was ich ihr zum Troste sagen sollte, aber mir fiel nichts ein als: Arme Tante Guttraud!

„Als ich hinaufkam, fand ich die Mädchen in tränenloser wilder Verzweifelung; ihre bitteren Worte und Flüche widerten mich an. Die Mutter sei fort, wohin, wüßten sie nicht, zur Polizei, oder ins Gefangenhaus, oder zum Vorsteher der Gemeinde. Sie hätten es längst geahnt, obwohl er das Sündengeld allein verschlemmt und nichts davon heimgebracht habe; sie hätten ihn stets gehaßt. Aber die Mutter sei blind; sie dulde kein Wort über ihn, nicht als ob sie ihn liebe oder für besser halte als er sei; nur die Unterwürfigkeit und die Treue sei bei ihr zur albernen Leidenschaft geworden. Nun seien sie alle entehrt. Sie wollten lieber gleich in die Fulda springen. Mit Mühe bändigte ich ihr unheimliches Geschrei, als die Tür aufging und die Tante hereintrat.

„Ich war erstaunt, sie so aufrecht und fast unverändert zu sehen; nur noch bleicher war ihr Gesicht; unter

die großen braunen Augen hatten sich tiefe blaue Ringe gelegt und ihre Wimpern zuckten fortwährend wie von sichtbaren Pulsschlägen. Ich fiel ihr laut weinend um den Hals; die Mädchen verstummten.

„Meine gute Betty," sagte sie mit ruhiger Stimme, „es ist eine schwere Prüfung von Gott, aber was Gott tut, das ist wohlgetan."

„Das hat Gott getan?" schrie die Aelteste mit krampfhaftem, herzzerreißendem Lachen.

„Die Mutter richtete sich mächtig auf; ihr großer Blick fiel vernichtend auf die Tochter. „Verdammst Du ihn", sprach sie, ehe ihn unsere Saunim (Feinde) verdammen? Ist's ausgemacht, was er getan haben soll? Und hat er's getan, für wen hat er's getan? Um uns bessere Tage zu machen; weil ihn eure wundgenähten Finger gedauert haben, hat er die seinen — ich will's nicht aussprechen. Gott hab' Erbarmen mit ihm! Aber wenn's die Menschen nicht haben, wenn die Anderen ihn, Gott soll M'schomer und mazil sein (Gott verhüte es), verdammen und im Stich lassen, ich bin sein Weib und hab' ihm unter der Chuppe (Trauhimmel) Treue geschworen. Kein Wort will ich hören über ihn, oder so wahr ein Gott lebt, ich laß mich einsperren zu ihm in die Kasematten."

„Tante Guttraud!" rief ich und mit Tränen der Bewunderung wollte ich ihre Hand fassen, aber sie zog dieselbe zurück.

„Was wunderst Du Dich," sagte sie befremdet, „als wäre da weiter was dabei? Sind wir Gojim (Heiden), wo einer auf sein eigen Blut einen Stein werfen kann? Ich bin, Gott sei Dank, ein jüdisch Weib und weiß, was geschrieben steht. Wie ich denke, denkt jede, die nicht newajisch haschem (Gotteslästerin) ist. — Red' mit Deinem Manne, Bettyleben. Er ist takif (beliebt) beim Bürgermeister. Beim Parneß (Gemeindevorsteher) bin ich umsonst gewesen; er sagt, sie dürfen sich nicht hineinmischen, sie sind froh, wenn man sie nicht hineinmischt, aber der Kommissär vom Gefangenhaus, den sie für den größten Rosche

(Judenfeind) ausgeschrieen haben, hat mich angehört und hat mir erlaubt, daß ich ihm eine Supp' bringen darf, so lang er sitzt; so braucht er wenigstens nichts treifes (Verbotenes) zu essen. Und nun sei mauchel (verzeih'), Betty! Ich will in die Küch', damit er seine Supp' kriegt." —

„So ging sie hinaus. Ich verwies die Mädchen mit stummem Blick auf die fromme Dulderin, und als ich ging, sah ich sie in der dunklen Küche den Topf zusetzen, so sorgfältig, als bereite sie die Suppe für ein krankes Kind."

Die Mutter hielt eine Weile in ihrer Erzählung inne und fuhr dann fort: „Du mußt nicht glauben, Kind, daß es aus ist; das Schrecklichste, das Herrlichste kommt erst jetzt.

„Der Prozeß dauerte wochenlang; da ließ sich nichts machen gegen die Beweise und das eigene Geständnis. Es sind schlimme Dinge da aufgekommen, die böse Menschen gleich verbreiteten und noch vergrößerten, so daß sie der armen Frau nicht verheimlicht blieben. Doch alles das änderte nichts an ihrem Benehmen. Sie trug ihm Tag für Tag das Essen in's Gefangenhaus, erhielt von dem Kommissär sogar die Erlaubnis, ihn zu sehen und in Gegenwart von Zeugen mit ihm zu sprechen. Da sprach sie denn mit ihm, aber nur Worte des Trostes, der Milde, der Begütigung, und hätte auch ohne Gegenwart der Zeugen gewiß nichts anders zu ihm gesprochen. Sonst wich sie nicht von ihrem Hause, empfing keinen Besuch und trug selbst die Stickereien, die so viel Tränen wie Perlen in sich schlossen, nicht mehr selbst zum Verkaufe. Nur am Abend von Roschhaschonu (Neujahrstag) ging sie wie sonst in die „Schule". Die frommen, geputzten Weiber wichen ihr freilich aus, aber sie bemerkte es nicht und stand, wie sie immer pflegte, auf ihrer „Stätte", ohne vom Gebetbuch aufzusehen. Nur bei den Owinu-Malkeinu's (Bitt- und Bußlitanei) bei den Worten: „Gedenke, daß wir nur Staub sind!" hob sie den Blick

so inbrünstig und durchdringend zum Himmel, als wolle sie die Barmherzigkeit Gottes für alle Staubgeborenen herunterholen.

„Kurz nach Sukkos (Laubhüttenfest) wurde das Urteil gefällt. Die Meisten kamen als „Verführte" mit leichteren Strafen davon; der Rädelsführer wurde zu zehn Jahren in Eisen verurteilt und, mich schauderts jetzt noch, wenn ich es aussprechen soll, zur drei Stunden langen öffentlichen Ausstellung am „Pranger".

„Dieses Urteil war ein Schreckensschlag für die ganze Gemeinde. Wäre er kein Jude gewesen, sagte man allgemein, so wäre die Schande, die man seit zehn Jahren bei uns nicht erlebt hatte, gewiß nicht über ihn verhängt worden. Aber die Regierung war damals zum Danke für die errungene, „deutsche Freiheit" sehr fromm und feierte den 18. Oktober nicht nur durch ein Freudenfeuer am „Kratzenberg", sondern sie hätte auch gern auf dem Holzstoße dort alle Juden verbrannt. Dein guter Vater lief wieder zum Bürgermeister Schomburg, der ein freisinniger Mann war, nahm noch zwei Deputierte aus der Gemeinde mit, und sie beschworen den Bürgermeister, diese Schande von der Gemeinde abzuwenden; der Pöbel könnte sie zu einem Krawall ausbeuten und bei allen Juden die Fenster einschlagen; der Bürgermeister zuckte die Achseln; er wußte zu gut, woher der Wind blies; „da sei nichts zu machen; für die Sicherheit der Anderen werde schon Sorge getragen werden." Nun brachte man unter den Verwandten hundert Taler zusammen und gab sie dem Leibkammerdiener des Kurfürsten, der bei ihm sehr einflußreich war, damit er ein gutes Wort einlegte; die hundert Taler blieben bei ihm, aber es blieb auch bei dem entsetzlichen Richtspruche. —

„Was ich in jener schrecklichen Zeit gelitten habe, kann ich Dir nicht schildern. Stundenlang saß ich nachts weinend im Bett auf, und nur ein Blick auf meinen Mann und meine Kinder gab mir die Ruhe, wieder einzuschlafen. Die Tante Guttraud staunte ich nur an, wenn es mir gelang, sie auf ihrem Gange in die Kasematten

zu sehen oder zu sprechen. Sie war so ruhig und gottergeben, als wäre es ein Blitzstrahl oder ein Todesfall, den der Allmächtige ohne menschliches Zutun über sie verhängt hätte, und dem man sich schweigend beugen müßte. Die Mädchen verkrochen sich in ihre Kammer und ließen sich vor keinem Menschen sehen. Wir schickten täglich der Reihe nach das Essen hinüber, es kam aber fast unberührt in den Einsatzschüsseln wieder zurück.

„Am nächsten Freitag nachmittags sollte das furchtbare Schauspiel vor sich gehen. Damals stand das alte Rathaus noch auf dem Markte, an der Ecke der Fischgasse, mit seinem hohen Schieferdach und seinen spitzen Türmchen. Unter der Uhr stand der schöne Spruch: „Eins Manns Red' keins Manns Red', du sollst die Part hören beed". Ich weiß nicht, ob Du Dich noch daran erinnern kannst? Gerade gegenüber, wo die seligen Großeltern wohnten. Und gerade an der Ecke war ein Erkertürmchen, zu gleicher Erde auf den Gassenstein stoßend, von außen vergittert, von innen mit einer drehbaren Wand versehen, an die gefesselt der armer Sünder mit entblößter Brust herausgeschoben ward, um den Schimpfwörtern der Menge und den Steinwürfen des Pöbels preisgegeben zu sein. Diese scheußliche Prozedur, die das menschliche Gefühl empört und die tierischen Leidenschaften aufstachelt, hatte die fromme evangelische Regierung wieder eingeführt, nachdem die gottlosen Franzosen sie bei uns abgeschafft hatten. Und da sollte nun der ausgestellt werden, der, leider Gottes! zu unserer Familie gehörte, auf der kein Untätelchen eines Makels jemals gehaftet hatte. Den Tag vergess' ich nie. Er war für die ganze Gemeinde ärger als Tischo-b'af (Zerstörung Jerusalems). Die Läden der Juden blieben alle geschlossen; auf der Straße war keiner zu sehen; selbst die Kinder behielt man aus der Schule zu Hause, damit ihnen die Gassenjungen kein Leid antäten.

„Ich muß Dir sagen, Kind, daß ich mir feig und elend vorkam, zu Hause zu bleiben und an mich zu denken, wo die arme Tante Guttraud in Kummer und Herzeleid

vergehen mußte. Ist es ein gottgefälliges Werk, zu Sterbenden zu gehen, wie darf man da eine allein lassen, deren Seele eines hundertfältigen Todes stirbt? Ich sagte es Deinem Vater. „Tu', was Du willst!" sagte er, „ich geb' schon auf die Kinder Obacht." Ich nahm mein Tuch und lief hinüber, ohne mich umzusehen, aber ich fand die Tür verschlossen und rüttelte vergebens. Die Nachbarin, die Schneiderin Engelbrecht, kam auf die Stiege und sagte mir, die Mädchen hätten sich von innen eingeriegelt und die arme Madam sei fort. — Fort! fort! Wohin? „Weiß mans denn," sagte die Engelbrechten achselzuckend, „der Mensch in der Verzweiflung weiß nicht, was er tut. Herrje, die arme Frau dauert mich." Ich schlich davon mit noch schwererem Herzen. Solltest Du's glauben, Kind, ich war imstande, das, was die Frau gedacht, der Heiligen zuzutrauen. Ja wohl! Sie hat sich was angetan. Aber wie schämte ich mich, als ich erfuhr, was sie sich angetan hatte!"

„Die Stunde war gekommen; eine unzählige Volksmenge füllte den Markt; die brutale Masse freute sich auf das brutale Schauspiel und johlte Schimpflieder auf die Juden. Man hatte Polizeidiener und Militär aufgestellt und die nächsten Zugänge zum Rathaus abgesperrt. Vom großen Fenster herab verlas ein Gerichtsschöffe das Urteil, dem die Menge schallend zujubelte, und nun drehte sich die verhängnisvolle Wand und mit entblößter Brust, das Antlitz gesenkt, das der im Kerker verwilderte Bart noch mehr entstellte, ward der Unglückliche sichtbar. Ein neues, noch wilderes Geheul. Schon bückten sich einzelne nach Kieselsteinen, die den Verbrecher treffen sollten, da — (alles, was ich Dir erzähle, war im Wochenblättchen genau beschrieben), da öffnete sich die kleine Tür des Rathauses in der Fischergasse und sie trat heraus, Tante Guttraud, in den von den Soldaten abgesperrten Raum und statt hindurch zu gehen, blieb sie am Eckstein vor dem Pranger stehen, hob sich am Eisengitter mit der dürren, nackten Hand empor und stand, frei und allen sichtbar, dicht neben dem Mann auf der Schandbühne, dem Manne,

dem sie unter der „Chuppe“ Treue geschworen hatte. So stand sie stundenlang, und nicht mit der Verzweiflungsmiene, wie man die Mutter unter dem Kreuz abgemalt sieht, nein, ruhig, als ob sich das von selbst verstünde, mit den Lippen nur leise zuckend, als ob sie innerlich bete, und die Augen auf ihn geheftet, der zu ihr hinabsah, während dicke Tränen in seinen Bart fielen, die er sich nicht abtrocknen konnte.

„Das war, wie wenn ein Blitz, nein, wie wenn ein Lichtstrahl von Gott auf die Menge gefallen wäre. Die Schimpfworte und das Geheul waren verstummt. „Sein Weib! Sein Weib! Sein unschuldiges Weib!“ rief eine Stimme der anderen zu, und so viele schlichen sich davon, daß die Soldaten kein Gedränge mehr abzuwehren hatten. Der Pfarrer Matthias, der zum Abendsegen in die „Brüderkirche“ gehen wollte und der das Vorgefallene in der Marktgasse erfuhr, trat nahe heran und zog den Hut ab.

„Wie ein Lauffeuer war's durch die ganze Gemeinde geflogen und nach und nach war alles auf den Markt geströmt. Das Gefühl der Schande war aus allen Herzen gewichen und hatte dem des Stolzes Platz gemacht. Das Verbrechen war überall und zu allen Zeiten erhört; unerhört war nur das Märtyrertum der ehelichen Treue. Das war ein stilles Bewundern, ein Kopfschütteln, ein Zunicken, ein Schluchzen der Rührung, und der alte Raf (Rabbiner) hob die Hände empor und rief laut: „Gott verzeih' mir's, so alt ich bin, weiß ich ich doch nicht, was man darüber für eine Broche (Segensspruch) machen soll“.

„Ich glaube immer, es war auf des Bürgermeisters Schomburg Einschreiten, daß die Zeit abgekürzt wurde und der Arme bald darauf den Blicken entschwand. Nun wollte die Menge das Spalier durchbrechen; sie hätten vielleicht auf den Händen die Tante Guttraud nach Hause getragen, aber sie war durch dasselbe Türlein verschwunden, durch das sie eingetreten war. Man hatte sie auch vergebens besuchen wollen, obwohl der Parneß und die ganze Gemeinde jetzt auf einmal den Weg zu ihr fanden.

Sie war bei ihm in seiner Zelle oder schloß sich mit den Ihrigen ein. Einmal fand ich sie nach vielen fruchtlosen Versuchen, und es zog mir die Kniee herab, als wenn man Kaurim fällt (der Fußfall am Versöhnungstag), aber sie sah mich mit strafenden Blicken an und sagte: „Betty, was tust Du für eine Eweire (Sünde)! Was würde Deine Mutter, der Friede sei mit ihr! denken; sie war zehnmal besser als ich.“ —

„Als die Kurprinzessin auf die Welt kam, wurden viele begnadigt und vielen die Strafzeit abgekürzt. Da ist er auch herausgekommen. Aber in den feuchten Kasematten waren seine Hände und Füße gichtbrüchig geworden, und so lag er den Rest seines Lebens darnieder, wie Du ihn noch gesehen hast, eingewickelt in Kampferkissen und von seinem treuen Weibe gepflegt wie ein krankes Kind. Die Familie steuerte eine bescheidene Jahresrente zusammen, die durch Vermittelung der Mädchen dem kleinen Haushalte zu gut kam.

„Kurz nachdem Du unsere Stadt verlassen hattest, ward er von seinem Leiden erlöst. Die Lebensaufgabe der Dulderin war vollendet; da sie nichts mehr auf Erden zu tun hatte, rief sie Gott bald darauf in seinen Vaterschoß zurück. Die älteste Tochter ist Lehrerin in einer Arbeitsschule geworden, die jüngere hat einen Landlehrer geheiratet.

„Das ist die Geschichte der Heiligen, die unter diesem Steine ruht.“

Die Mutter erhob sich; hinter dem Eichenwäldchen sank die Sonne und sendete einen letzten Strahl, der sich in dem tränenfeuchten Auge der Mutter spiegelte. „Gibt es noch solche Weiber in Israel?“ fragte sie.

Ich sah sie schweigend an und drückte ihr die geliebten Hände.

Schlemilchen.

Eigentlich hieß sie „Emilchen", wie man bei uns die Namensschwestern der Galotti in Deminutiv zu nennen pflegte, und war die Tochter unserer Kousine Katz, die, früh verwitwet, nur dies einzige Kind besaß. Da es von schwächlichem Körperbau und schon in früher Kindheit mit Krämpfen behaftet war, die sich bis zu seiner spätern Entwickelung öfter wiederholten und seinen Bewegungen etwas Unsicheres, Stoßhaftes gaben, so wurde es von der besorgten Mutter verhätschelt und gleichsam in Baumwolle gewickelt, und diese allein hatte keine Augen für das linkische, unbeholfene Wesen des armen Mädchens, das ihm jenen „Spitznamen" in der ganzen Gemeinde erworben hatte. Als nämlich der alte Lewy, der Witz- und Spaßmacher der Gemeinde, der in der Marktgasse ein Lädchen mit Nadeln und Zwirn führte, und dessen Zunge noch spitzer als seine Nadeln war, sie zum ersten Mal bei einer Musik in der „Au" herumzappeln und dem einen oder andern auf die Füße treten sah, fragte er: „Wie heißt die Menuwelte?" (Häßliche), und als man ihm antwortete: „Emilchen", sagte er endlich): „Schlemilchen sollte sie heißen!" Der Name war ihr dann auch geblieben.

Wenn ich den Rest meiner hebräischen Studien aus der Erinnerung sammle, so heißt Schelau—mi—el ein Gottverlassener. Aber man versteht darunter den Widerpart eines „Glückskindes", einen Pechvogel", um mich eines burschikosen Ausdrucks zu bedienen; und Chamisso hat das Wort in der deutschen Literatur eingebürgert,

indem er den seelenguten Menschen schilderte, der unselig durch's Leben wandern muß, weil ihm — ein Schatten fehlt! Ja, dem „Schlemil" fehlt nichts als ein Schatten oder vielmehr ein Licht, ein Glanz, ein Duft, den die Grazien über den Sterblichen hauchen, wenn sie an seiner Wiege stehen. Aber dieser Hauch der Grazien ist der unfehlbare Empfehlungsbrief für die Welt, und wer ihn entbehrt, kann ihn durch alle vier Kardinaltugenden hienieden nicht ersetzen. Nur das göttliche Auge sieht nicht darauf, und sicher ist unser gutes „Schlemilchen" auch ohne den Kuß der Grazien in den Himmel gekommen.

So wie ich mich ihrer erinnere, war sie ein langes Mädchen mit dunklem Haar, großen dunklen Augen und einem sehr großen Mund, mit unregelmäßigen, schadhaften Zähnen. Groß waren auch ihre Hände und noch größer ihre Füße, mit denen sie nach allen Seiten ausschlug und an denen ein Schuhband nachschleifte oder ein abgerissener Knopf wackelte, je nachdem ihre Fußbekleidung zum Binden oder zum Knöpfen war. Einige Haarzipfel guckten stets, wie neugieriges Frühlingsgras, aus ihren Zöpfen hervor oder flatterten über ihre Stirn, aus der sie sie mit der Hand oder dem Ellenbogen fruchtlos zu verbannen bemüht war. Sie verstand es, bei dem trockensten Wetter ihre Röcke bis hoch hinauf mit Kot zu verbrämen, indem sie mit kühnem Tritt in die Straßengosse patschte; nicht minder geübt war sie, eine frisch mit Oelfarbe angestrichene Haustür mit ihrem Shawl oder Mantel abzuwischen oder mit ihrem Hut unbegreiflicherweise an einer Gewölblaterne hängen zu bleiben, der, wenn sie ihn mit ihren breiten Händen in die Fasson zurechtzubiegen bemüht war, an Grazie dadurch nicht viel gewann. Wollte sie eines der kleinen Kinder der Familie liebkosen, so fuhr sie ihm mit den streichelnden Händen sicher in die Augen, worüber sie dann freilich herberen Schmerz empfand als das weinende Kind. Auch durfte sie trotz ihrer stürmischen Bitten keines herumtragen, weil sie sicher mit ihm über einen Zwirnsfaden gestolpert wäre! Setzte sie sich nieder, so spielte ihr der Zufall den wankelmütigen Stuhl unter

die Beine, mit dem sie grotesk zusammenbrach, und in der Tanzstunde zitterten alle Mädchen für die Volants ihrer Mullkleider, denn ihre erzbeschlagenen Tanzschritte bedrohten ihre Nachbarn ohne Unterschied des Geschlechts. Deshalb saß sie auch bei jeder „Aufforderung" so lange einsam an ihrem Schnupftuch zupfend, bis der kleine Tanzmeister Albrecht mit einem Blick stummer Resignation sie einlud, die Lücke im vis-a-vis zu ergänzen. Doch alles ertrug sie ohne Bitterkeit und der Name „Schlemilchen", der ihr bei jedem Anlaß entgegenklang, hatte längst seinen Stachel für sie verloren. Ja, sie umarmte am Schluß des Tanzabends ihre Freundinnen so herzlich, daß es einigen Tüllkrausen oder Brustbuketts das Leben kostete.

Als die Blattern, wenn auch in milder Gestalt, unsere Stadt grassierten, war es natürlich Schlemilchen, die sie zuerst bekam, ein Umstand, der ihrer Schönheit nicht förderlich war, und als sie am Geburtstage ihrer Mutter die neuen Vorhänge, die sie aus ihrer Sparbüchse gekauft und eigenhändig in kühnen Draperieen ans Fenster der „guten Stube" geheftet hatte, mit künstlerischem Selbstbewußtsein besah und beleuchtete, fuhr sie mit dem Lichte in die Fransen, daß die Vorhänge und die halbe gute Stube verbrannten und sie die Hände, mit denen sie die Flammen zerdrücken wollte, monatelang verbunden in mächtigen Fäustlingen trug!

So war Schlemilchen, als sie sechzehn Jahre alt war.

Einige Jahre später erkrankte ihre Mutter an einem jener inneren schmerzhaften Leiden, die den Tod so lange fruchtlos ersehnen lassen. Emilchen pflegte sie mit unendlicher Geduld und zärtlicher Sorgfalt; wenn sie auch die Arznei öfters statt in den Mund über die Backen goß oder mit der dienstfertig zugeschobenen Wärmflasche ihr die Füße verbrannte, darüber war doch nur eine Stimme, daß sie die liebevollste Tochter, die unermüdlichste Krankenpflegerin sei. Das pries auch überall die Köchin Schönchen, die sich „Jeanette" nennen ließ, seitdem ihr Vetter aus Melsungen zum Viehmarkte in die Stadt gekommen war

und sie „Jeanette“ nannte, um zu zeigen, daß man in Melsungen auch „Hochdeutsch“ verstehe. Jeanette sagte in der Fleischbank wie auf dem Markte, Emilchen sei die gute Stunde selbst, und der liebe Gott sehe aufs Herz, nicht auf die Frisur. An ihrer Mutter allein habe sie sich das Gan-Eden (Paradies) verdient!

Nach langem Leiden starb die Mutter, und zwar gerade am Abend des Purimfestes (jüdischer Fasching), wo kein Mensch Zeit und Stimmung fand, sie und Emilchen zu bedauern. Das Wenige, was sie besessen, war durch die Krankheit, bei welcher an Aerzten und Arzneien nichts gespart werden durfte, zusammengeschmolzen, und Emilchen wäre den herbsten Entbehrungen ausgesetzt gewesen, hätte sich nicht in dem alten „Onkel Markus“ ein Vormund und ein Nothelfer dargeboten.

Onkel Markus war ihr Großonkel und der unsere, ein wunderlicher alter Herr, ein Junggeselle von fast siebzig Jahren, von langer, dürrer Gestalt, mit storchartigen Beinen; auf dem langen, stark vorgebeugten Hals saß ein schmaler Kopf mit dünnen weißen Haaren, aus dem gelben, bartlosen Gesicht ragte eine kolossale nationale Nase hervor, die über die schmalen Lippen hinaus dem langen spitzen Kinn fast begegnete. Ein langer brauner Rock, der mehrfach gewendet worden, war seit einem Menschenalter sein treuer Begleiter, und das weiße Batisttuch, das nach damaliger Mode zweifach um den langen Hals geschlungen war, schimmerte auch bei Tagesbeleuchtung in einem so warmen Ton, als ob es die Strahlen der Abendsonne vergoldeten. Als Kumberland seinen „Schewa“ zeichnete, muß ihm „Onkel Markus“ im Traume erschienen sein! Er besaß ein Haus an der Ecke des „Grabens“, in welchem er nur ein einziges Zimmer am Ende der tiefen Hausflur bewohnte. Die übrigen Zimmer standen leer, wenn man diesen Ausdruck auf Räume anwenden darf, die mit tausenden heterogener Dinge, „Urväter Hausrat“, vollgestopft waren, welche zu den tausend Geschäftszweigen seines Hauses gehörten. Er handelte nämlich mit allem. Möbel und Reiterstiefel, zinnerne Teller und

brabanter Spitzen, Silberbarren und Vitriolöl, gestickte Staatsuniformen aus dem vorigen Jahrhundert, Münzen, Juwelen „und dergleichen Sachen alle mehr", wie er in dem Satze zu sagen pflegte, lagen hier in einträchtlicher Unordnung aufgespeichert. In seinem Keller lagen Weinvorräte, die er en gros und en detail verkaufte, Holz- und Kohlenmassen, deren Abgabe an den Stadttoren er von der städtischen Akzise gepachtet hatte, und überdies führte er ein Kontor für alle deutschen Staatslotterien, das ihm den Ehrentitel eines Lotterieassessors eingebracht hatte. Wie reich er sei, wußte kein Mensch; bei den einen galt er für einen Geizhals, bei den anderen für einen Verschwender; und beides mit Recht, denn für seine Person, für alles, was nach außen Aufsehen erregte, war er ein Knauser, während er mit vollen Händen verschämte Arme und Notleidende der Familie, allerdings nach eigener Wahl, überschütten konnte. Zu den Festtagen wanderten Körbe voll Weinflaschen heimlich und ohne Angabe des Absenders in die Wohnungen anständiger armer Familien, und wenn die Flaschen entkorkt wurden, so fanden sich nicht selten goldene Dukaten unter den Siegeln. Dagegen war sein Name nie bei den Sammlungen zu lesen, die im Wochenblättchen mit dem öffentlichen Dank für die großmütigen Spender abgedruckt wurden. Das ganze Geschäftspersonal des Hauses Markus bestand aus drei Personen: dem Herrn Assessor, der die Geschäfte und dergleichen Sachen alle mehr selbst besorgte, dem Kommis Bärmann, der eigentlich als Meschores (Diener) eingetreten war, der aber als Leiter des Lotteriekontors jenen vornehmen Titel von den Kundschaften des Hauses erhalten hatte, und dem Kutscher Mewes, der in dieser Eigenschaft nicht nur Holz und Kohlen, sondern auch seinen Herrn zu fahren hatte. Zu diesem letzteren Behuf sauste er mit einer kleinen Kutsche auf hohen gelben Rädern und mit einem mageren braunen Klepper so geräuschvoll durch die Stadt, daß der alte Lewy dem Fahrzeuge den Namen „Spinnrädchen" gegeben hatte, den er bis an sein seliges Ende führte.

Das lag nun recht im Charakter des Onkels Markus, daß er Schlemilchen, das reizlose und mutterlose Mädchen, zu seiner Mündel und zu seinem Liebling erkor. Unter dem Vorwande, ihr Erbteil zu verwalten, brachte er ihr als „Zinsen" so viel, als sie zum bescheidenen Leben brauchte. Er holte sie Sonntags im „Spinnrädchen" ab zu Spazierfahrten in die Au und nach den benachbarten Dörfern, zog unterwegs mit dem Lächeln eines Taschenspielers aus den Wagentaschen Wein, Selterswasser, Zucker und Becher, Kuchen und Früchte hervor; schenkte ihr kleine Schmucksachen, Spitzen, seidene Tücher und dergleichen Sachen mehr, und hatte keine Augen darfür, wenn sie dieselben verlor oder zerbrach, oder beim Aussteigen aus dem „Spinnrädchen" am Tritt hängen blieb und schwer wie ein Sack Kartoffeln dem alten Mewes in die Arme fiel. Abends besuchte er sie stundenlang, erzählte ihr Erlebnisse, Anekdoten aus Meidingers erster Auflage, und dergleichen Sachen alle mehr, die sie pflichtschuldigst belächelte, während sie mit Kreuz- und Querstichen ein paar Pantoffeln für ihn stickte. Ja, als Jeanette, die geschworen hatte, nie ihre „Mamsell" zu verlassen, von dem Vetter, dem Viehhändler aus Melsungen, einen Heiratsantrag erhielt und in diesem Konflikte der Pflichten schließlich dem Zug des Herzens nach Melsungen folgte, da bot Onkel Markus seiner Mündel an, ihm das Haus zu führen; ein Zimmer vorn hinaus, eine Treppe hoch, wurde ausgeräumt und hergerichtet, und Schlemilchen residierte von nun an im Hause des Herrn Assessors am Graben. —

Seit dieser glücklichen Wendung ihres Schicksals schien der Name „Schlemilchen" in Vergessenheit gekommen zu sein. Onkel Markus nannte sie gar nicht, die Köchin, die man aufnahm, statt wie bisher sich aus der Garküche „speisen" zu lassen, und der alte Mewes nannten sie „Mamsell" und Bärmann betitelte sie nie anders als „Fräulein Katz". In diesem Letztern hatte sie von der ersten Stunde an einen ebenso stillen als intensiven Verehrer gefunden. Verwandtschaft der äußeren Erscheinung

schlang um diese beiden, von den Grazien verlassenen Wesen ein Band stiller Sympathie. Schön war er nicht, dieser Bärmann, sondern klein und mager; seine Beine, die einen gothischen Spitzbogen bildeten, schlotterten in den vor Alter glänzenden schwarzen Hosen, und aus den kurzen Aermeln seines Kontorrocks, die leinene Schreibärmel schützten oder verdeckten, hingen lange, knöcherne Hände hervor. Seine bleichen Wangen waren von den Enden der rasierten Barthaare bläulich angehaucht und seine Augen, die durch Brillen geschützt waren, besaßen einen Purpursaum wie eine Toga praetexta. Aber er blickte damit über den stählernen Brillenrand hinaus zu „Fräulein Katz" auf wie zu einem höhern Wesen. Er konnte es ihr keinen Augenblick vergessen, daß sie seine Wäsche ausbesserte gleich der des Onkels, mit großem Fleiß und noch größeren Stichen, daß sie seine Socken wie Fischernetze stopfte, daß sie einen Mohnkuchen, den Jeanette aus Melsungen schickte, teilte und ihm die Hälfte für seine Mutter einwickelte, und als diese, die buckelige Jochebedchen, die mit Gänselebern und Grieben (Grammeln) hausieren ging, zum ersten Male seit Emilchens Einzug ins Haus kam und Fräulein Katz sie „Madame Bärmann nannte, ins Zimmer führte und ihr ein Glas „Franzwein" einschenkte, da flossen die Augen des gerührten Sohnes nicht minder über, als das von Schlemilchen kredenzte Glas!

Nach und nach griff diese auch in die Geschäfte des Hauses mit ein. Sie maß am Freitag denen, die einen halben Schoppen „Kidasch-Wein" (zum Segensspruch) holten, mit gerechtem Maß und goß nicht selten einen ganzen Schoppen über den Trichter hinaus; sie ließ sich altes Zinn und Messing verkaufen und merkte nicht, daß ihr dieselben Gegenstände sechsmal gestohlen und sechsmal wieder verkauft wurden. Aber darüber hatte Onkel Markus nur ein gutmütiges Lächeln, denn sie half ihm treu und verschwiegen bei seinen heimlichen Wohltaten und machte stets neue Entdeckungen, wo in aller Stille etwas „Gutes" zu tun sei. So vertrugen sich diese beiden

sonderlingischen Charaktere so vortrefflich, daß der Alte sich immer zärtlicher an sie schloß, nnd daß es in der ganzen Gemeinde ausgemacht war, Emilchen werde den reichen Onkel beerben oder wenigstens von ihm eine großartige Mitgift erhalten. Der alte Lewy behauptete zwar, es werde keiner die „Katz" im Sack kaufen, aber es kamen immer häufiger Schatchonim (Heiratsvermittler), um sich bei Onkel Markus vertraulich nach Fräulein Katz und ihrer Nedinge" (Mitgift) zu erkundigen. Da benahm sich dann der alte Herr sehr reserviert. So viel er wisse, habe seine Mündel wenig oder gar kein „Mütterliches". Er selbst habe einen Brudersohn, der allerdings seit Jahren in Amerika sei und von dem er lang nichts gehört habe. Doch sei dieser sein nächster und einziger Verwandter, für den er Pflichten habe und dergleichen Sachen alle mehr! Eine schöne Ausstattung würde er seiner Mündel geben, an Weißzeug, Silberzeug, Möbeln uud dergleichen Sachen alle mehr, aber wegen alles Uebrigen behalte er sich die Entschließung vor, je nachdem der Mann sei, der um sie anhalte; wer sie nur wegen der Nedinge nehme, der gefalle ihm schon gar nicht; sie habe einen bescheidenen Charakter, ein gutes Herz und dergleichen Sachen alle mehr!

Auf diese Rede hin fragten die Schatchonim: Wie die Geschäfte gingen? Ob in Westfalen der Weizen geraten sei? Wer in der letzten Frankfurter das große Los gewonnen hätte? und dergleichen Sachen alle mehr. Aber nach Emilchen fragte keiner mehr. Bärmann, der die bekannten Vermittler mit langen Gesichtern abziehen sah, atmete tief auf und wischte sich glückselig die Nase an seinem Schreibärmel ab.

Aber noch bevor das erste Jahr der neuen Aera im Hause am Graben verstrichen war, trat ein Ereignis ein, das nicht nur dieses, sondern die ganze Gemeinde in Spannung und Aufregung brachte. Die Frankfurter Lotterie war gezogen worden, vage Gerüchte verbreiteten sich, es seien große Treffer in dem Hause Markus gemacht worden. Telegraphen gab es damals noch nicht,

aber ein eigener Kurrier des Frankfurter Lotteriebureau war in der Person eines jungen Beamten angekommen und von dem Herrn Assessor im Spinnrädchen vom Posthofe auf dem Königsplatze abgeholt worden. Dieser Glücksbote führte zwar den prosaischen Namen „Ochs", aber er war ein Mann aus guter Familie, deren Stammhaus in der Frankfurter Judengasse wahrscheinlich einen Ochsen im Schilde geführt und dessen Name auf die Insassen vererbt hatte. Er war ein feingebildeter Mann und wußte außer von der Frankfurter Lotterie auch von Goethe, Bettina und Ariadne auf Naxos zu sprechen, wobei er nach landesüblichem Brauch das n an der Endung der Zeitwörter beharrlich verleugnete. Nachdem der Herr Assessor ihn erst genötigt, ein kleines Frühstück einzunehmen, bei welchem Emilchen mit geräucherter Gänsebrust und Senfgurken die Honneurs machte und Ochs von Goethe und Bettina sprach, begab sich der junge Mann, dessen rötlicher Backenbart sich von der blauen Krawatte malerisch abhob, indem er sich vor dem „Fräulein" artigst verneigte, mit dem Herrn Assessor in das Zimmer am Ende des Hausflurs, um die Liste der gezogenen Lose mit ihm zu vergleichen. Die meisten waren „blank", einige mit kleineren Gewinnsten, zwei mit einem Treffer von tausend Gulden, und die Nummer 2077, die großgedruckt in der Ziehungsliste stand, mit dreißigtausend Gulden herausgekommen. Als Onkel Markus diese Nummer vernahm, streckte er den Hals und die Nase noch tiefer in die Liste hinein, dann legte er den Zeigefinger an die Stirn: „Erlauben Sie einen Augenblick, Herr Ochs", sagte er, indem er aufstand und aus seinem Pulte eine alte lederne Brieftasche nahm, in welcher mit hebräischen Buchstaben allerlei Notizen aufgezeichnet waren. „Richtig!" sagte er und ein freudiges Schmunzeln flog um seine schmalen Lippen, „richtig Nummer 2077!"

Herr Ochs sah ihn forschend an. „Darf ich fragen, Herr Assessor, ob es mit diesem Lose eine Bewandnis hat, die Sie bedenklich macht?" Onkel Markus sah ihn mit den kleinen Augen von oben bis unten an, als wolle

er messen, wieviel Gehalt der junge Mann habe, dessen feines gesetztes Wesen rasch sein ganzes Wohlgefallen erweckt hatte, das längst der ihm wohlbekannten Familie Ochs en bloc zugewandt war; und während ein neues Lächeln die Falten um seinen Mund noch tiefer furchte, sagte er: „Bedenken hab' ich keins, sondern ich weiß es bestimmt und will es Ihnen sagen, lieber Herr Ochs, das Los Nummer 2077 habe ich seiner Zeit meiner Mündel geschenkt, Mamsell Katz, derselben, die Sie heut beim Frühstück kennen gelernt haben." Da öffneten sich Ochsens Augen weit, so weit, daß die dreißigtausend Gulden und alles Uebrige den Weg durch sie bis in den Grund seines Herzens fanden, auf dem plötzlich, wie auf Goldgrund gemalt, das Bild Emilchens erschien. Er erhob sich und faßte mit dem Ausdrucke ungeheuchelter Freude des Alten Hand. „Das freut mich von ganzem Herze", rief er aus, daß das Geld in Ihrer Familie bleibt, Herr Assessor, von der die meinige mir stets mit solcher Verehrung gesprochen hat. Ja, ich gesteh' Ihne, daß ich nur, um sie persönlich kenne zu lerne, mir die Mission hieher hab' übertrage lasse, denn Sie wisse ja: „Grau ist die Theorie und grün des Lebens goldener Baum"." Herr Markus verzog das Gesicht, er hatte das „Grau" auf sich und das „Grün" und „Gold" auf seine Mündel bezogen. Herr Ochs, der es bemerkte, errötete ein wenig vor Verlegenheit, dann legte er die weiße Hand auf die blaue Krawatte in die Herzgegend und sprach: „Ich muß Ihne gestehe, Herr Assessor, daß Ihr Fräulein Mündel schon bei der erste Begegnung einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat. Was man mir zuhause von ihrem gediegenen Charakter erzählt hat, habe ich bestätigt gefunde und mich zu ihr hingezoge gefühlt wie der Fischer von Goethe."

„Mein lieber Herr Ochs", erwiderte Onkel Markus, indem er sich mit einem roten Schnupftuch seine lange Nase schneuzte, „den Fischer kenn' ich nicht. Ich kenn' nur David Fischer, der in der Fahrgaß in Frankfurt eine Lotteriekollektur hat. Aber was meine Mündel betrifft,

so kann ich Ihnen sagen: Schön ist nicht schön, schöne Tugenden sind schön. Das Mädchen hat mehr Verstand als man glaubt, einen bescheidenen Charakter, ein gutes Herz und dergleichen Sachen alle mehr. Was sie außerdem hat, wissen Sie selber, und es wird nicht bei dem allein sein Bewenden haben, und was Sie haben, frag' ich garnicht, denn ich kenn' Sie als einen soliden jungen Mann aus guter Familie. Also hoff' ich, wird sich die Sach' machen. Aber tun Sie mir den einzigen Gefallen und reden Sie kein Wort von dem Los und von dem Treffer, das soll eine Ueberraschung geben, zu guter Letzt. Uebrigens erweisen Sie uns die Ehr' und essen Sie morgen mit uns zu Mittag!"

Alsnun am andern Tag die Köchin einen „Wälschen" (Truthahn) zum Schächter trug und beim Konditor Melli eine Pyramide von Makronen bestellte, weil der Herr Ochs eingeladen sei, da war in der ganzen Gemeinde nur eine Rede: „Der Schiddach (Heirat) ist richtig!" — „Wer die nimmt, muß ein Ochs sein!" sagte der alte Lewy, „wenigstens werden sie nicht leben wie Hund und Katz."

Als die Köchin beim Ausnehmen des Wälschen einige unzweideutige Anspielungen fallen ließ, sagte Emilchen, indem sie ihr mit der breiten Hand auf die Schulter tappte: „Ach geh'!" Aber sie errötete und ging hinauf, um sich anzuziehen, denn der Onkel hatte ihr mit bedeutsamen Lächeln gesagt: „Zieh' dein Schabbeskleid an." Vor dem Spiegel strich sie sich die widerspenstigen Haare mit Quittenschleim glatt, heftete ein rotes Band und eine gelbe Rose hinein, zupfte ihr Kleid zurecht und betrachtete sich wie in Träume verloren. Es war ihr, als sähe sie im Spiegel einen hellroten Backenbart und eine dunkelblaue Krawatte, und sie schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: „Ist es denn möglich?" Aber plötzlich fiel ihr Onkel Markus ein, der sich so sehr an sie gewöhnt hatte und der nun wieder allein bleiben und sich „speisen lassen" sollte mit dem Bärmann — und sie brach in krampfhaftes Schluchzen aus, in heiße Tränen, von denen wir nicht wissen, ob sie dem Onkel oder dem Bärmann galten.

„Mir ist alles recht!" sagte sie sich fassend und mit der Tüllmanschette die Tränen abwischend; „was Onkel Markus für mich bestimmt, ist gewiß zu meinem Guten. Und am Ende ist alles nur ein dummes Geschwätz und der Ochs denkt gar nicht an mich.

Aber er mußte doch an sie gedacht haben, denn er erschien in einem schwarzen Frack und einer tadellosen weißen Weste und brachte einen Strauß von Syringen (Flieder) mit, den er ihr artig darbot, und den sie, so groß er auch war, an die Brust steckte, um den jungen Mann nicht zu beleidigen. Der Tisch war gedeckt und die Pyramide stand mitten darauf, aber Onkel Markus war noch nicht da, er wollte die jungen Leute allein lassen, damit sie sich aussprechen könnten. Das taten sie denn auch. Herr Ochs deklamierte ihr den „Zauberlehrling" vor und sie hörte zu, und als die Besen gar nicht mehr zu bändigen waren, schrie er so gewaltig, daß die Köchin in der Küche entsetzt ausrief: „Großer Gott! mir scheint, der Chosen (Bräutigam) schlagt die Kalle (Braut) tot!" Zur rechten Zeit erschien Onkel Markus und Bärmann, der seinen Konfirmationsrock angezogen hatte.

„Habt ihr euch ausgesprochen, Kinder?" fragte der Onkel schmunzelnd. — „Wir verstehen uns!" antwortete Herr Ochs, und ergriff Emilchens Hund, die heftig zappelte. Man setzte sich zu Tisch. Emilchen aß wenig, noch weniger Bärmann, obwohl sie ihm dringend zuredete. Desto mutiger griff Herr Ochs zu, um möglichst schnell zum Dessert, der versprochenen Ueberraschung, zu gelangen. Man war glücklich bei der Pyramide angekommen, die von der Hand des Hausherrn in Trümmer fiel. Als nun der alte Mewes, der große weiße baumwollene Handschuhe angezogen hatte, eine Flasche Liebfrauenmilch heraufgebracht und entkorkt hatte, da erhob Herr Ochs sein Glas, machte eine Pause, bis Mewes entschwunden war, und sprach, nachdem er sich geräuspert:

„Goethe sagt: „O wohl dem vielbeglückten Haus, wo das ist kleine Gabe!" Dieser Wein ist nach „Liebe Frauen" getauft, verzeihe Sie, Herr Assessor, ich will

damit nicht sage, daß in Ihrem Hause etwas getauft ist, Gott bewahre! Ich will nur damit sage, daß ich dieses Glas ausbringe auf das Wohl der lieben Frauen, und ganz besonders auf das Wohl Ihrer lieben Nichte, Fräulein Emilie!" Dabei neigte er das Glas gegen Emilchen, die heftig zitterte, und fuhr mit gesteigertem Pathos fort: „Ja Fräulein Emilie, Ihr ganzes Wese hat schon bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Goethe, nein, Schiller sagt: „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!" Und so frage ich denn den Zug Ihres Herzens, Fräulein Emilie, ob Sie Ihr Schicksal mit dem meinige zu einige mit Ihrem Jawort bescheinige?"

Er wischte sich mit einem makellosen Batisttuch die Stirn ab und blickte erwartungsvoll auf Emilchen, bei der sich der Zug des Herzens durch ein sichtbares Wackeln des Oberkörpers verriet.

„Red', mein Kind!" sagte Onkel Markus mit liebevoller Stimme. Emilchen, die weder rechts auf Herrn Ochs, noch links auf Bärmann zu blicken wagte, sah auf in das treuherzige Gesicht des Alten und sagte mit bewegter Stimme: „Sie sind mein Vormund und mein Wohltäter, und was Sie für mich bestimmen, muß gut für mich sein." — „Ich habe nichts dagegen," fuhr Onkel Markus fort, „Herr Ochs ist ein braver Mann, der Dich nimmt, obwohl er weiß, daß Du kein Vermögen hast, was in unserer Zeit der Zehnte nicht tut!" Dabei zwinkerte er mit den Augen dem Bräutigam zu, der ihn verstand und mit den Worten einfiel: „Nicht der schnöde Mammon, Ihr edles Herz, Fräulein Emilchen!" — Da traten Emilchen die Tränen in die Augen und sie reichte die Hand über den Tisch hinüber dem uneigennützigen hübschen Freier und warf dabei ein Weinglas um, daß es von dem Tische kollerte und in Scherben brach. „Knaß gelegt!" rief Onkel Markus laut lachend, Massel (Glück) und Broche (Segen)!" (Das Knaßlegen ist eine Zeremonie bei Verlobungen, bei welcher ein Glas oder eine Schale zerbrochen wird.)

Auch Bärmann wollte sich erheben, aber seine gothischen Beine versagten ihm den Dienst und er blieb wie gefesselt auf seinem Stuhle sitzen. Herr Ochs aber schlang den Arm um die Braut und küßte sie auf die Stirn, wobei sein roter Backenbart an dem Quittenschleim ihrer schwarzen Scheitel kleben blieb, ein gutes Omen für die Anhänglichkeit ihrer Seelen?

Dem Sturm folgt gewöhnlich die Windstille. Der leidenschaftlichen Erklärung war eine Pause gefolgt, in welcher Herr Ochs die Trümmer der Pyramide zerknupperte, als Onkel Markus scheinbar gleichgültig anhob: „Sag' einmal, Emilchen, erinnerst Du Dich noch? Hab ich Dir einmal ein Los von der Frankfurter Lotterie gegeben?"

„Sie haben mir so manches geschenkt, lieber Onkel, daß ich nicht gleich weiß —"

„Denk nach Kind von der Frankfurter Lotterie, Nummer 2077!"

„Sie haben mir zweimal ein Los geschenkt, Onkel Markus; wenn mir recht ist, eins zum Geburtstage und eins zu Ostern, und dabei gesagt, ich sollte damit einen großen Treffer machen!"

„Ganz recht," bemerkte der Alte lächelnd, „das eine war von der Braunschweiger Lotterie und das andere ein Frankfurter, Nummer 2077!"

„Sie können schon recht haben, lieber Onkel."

„Geh', Kind, ich bitt' Dich, hol' sie einmal alle beide her."

Emilchen ward verlegen. „Alle beide?" stotterte sie. Herr Ochs spitzte die Ohren.

„Warum nicht?" fragte Herr Markus.

„Weil — weil ich nur eins davon noch habe, das andere habe ich der Jeanette zum Einwurf gegeben, wie sie geheiratet hat." Herr Ochs erblaßte.

„Seh' nach," rief der Onkel so heftig, wie Emilchen ihn selten gehört hatte. Bärmann erhob sich, er hatte seine Beine wiedergefunden und mit langvorgestrecktem Halse verfolgte er Emilchen, die zitternd zur Kommode eilte, zu der sie kaum das Schlüsselloch fand. Endlich

öffnete sie die Schublade und zog ein ledernes Brieftäschchen hervor, das sie, von der rätselhaften Spannung der andern verwirrt, mit bebenden Händen auseinanderschlug.

Wenn bei einem amerikanischen Duell das Los über Leben und Tod entscheiden soll, so kann die Spannung der Beteiligten nicht größer als jene sein, mit welcher Herr Ochs die hervorquellenden Augen auf das Zettelchen heftete, welches Emilchen, ahnungslos, daß es das Los ihres eigenen Schicksals sei, entfaltete. Mit dem Scharfblick des Adlers hatte er das kaumgeöffnete entziffert. Gleich dem Mene tekel upharsin starrten ihm wie Flammenschrift die Worte entgegen: „Herzogl. Braunschweigische Staatslotterie!" Das andere Los, das große, das Dreißigtausend-Gulden-Los war nach Melsungen geflogen; sie hatte es richtig der Köchin geschenkt, Schlemilchen war sich treu geblieben!

Herr Ochs war bis hinter die Ohren erbleicht und völlig kleiner geworden. Dagegen hatte sich Bärmann, der Mensch wächst ja mit seinen höheren Zwecken, mit einem Male aus dem verwachsenen Frack gestreckt und warf einen triumphierenden Blick über die Brille hinaus auf den zerschmetterten Freier. Emilchen hatte dem Onkel das unselige Braunschweiger hingereicht und sah ihn mit fragendem Blicke an.

„Es ist schon recht," antwortete dieser ruhig, „ich hab's nur wissen wollen. Es ist ein Glück für Jeanette," fuhr er fort, die Augen auf Herrn Ochs heftend, „wenn überhaupt der „schnöde Mammon" glücklich macht. Was meinen Sie, Herr Ochs?"

Dieser hustete, als als ob ihm ein Stück der Pyramide im Halse stecken geblieben wäre, hielt sich das Batisttuch vor den Mund und blickte darüber hinaus auf Emilchen, die ihm statt des Bildes auf Goldgrund plötzlich wie eine dunkle Silhouette erschien. Sie aber, die wie der fromme Fridolin „nichts davon verstand," eilte zum Tisch, schenkte ein Glas Wein ein und bot es ihm mitleidig mit den Worten:

„Wollen Sie nicht einen Schluck trinken? Sie haben sich verkutzt!"

„Ich danke," stammelte Herr Ochs, „der Wein hat mir das Blut in den Kopf getriebe, ich bin an starke Getränke nicht gewöhnt und muß gestehen, daß ich, wenn ich Wein trinke, allerlei Dinge rede, die — ich -- die"

„Die Sie nüchtern bereuen," ergänzte Onkel Markus. „Das ist eine bekannte Sach'! Wem das Blut in den Kopf steigt, der red't dergleichen Sachen alle mehr, und Gott bewahre, daß man so einen beim Wort hält!"

Herr Ochs atmete auf. „Herr Assessor!" sagte er, „ich weiß, daß ein Mann von Ihrem Charakter und Ihrer Stellung seine Pläne und Absichten nicht auf ein einziges Los —"

Onkel Markus unterbrach ihn. „Sie sprechen von Geschäften? Richtig! Wir haben ja vor Ihrer Abreise noch die Geschäftsrechnungen abzuschließen; wenn's gefällig ist, mit mir ins Kontor zu gehen?" Er erhob sich.

Herr Ochs desgleichen. Er griff nach seinem Hute und verbeugte sich artig gegen Emilchen, die regungslos am Tische stand und den Scheidenden nachblickte, als wie aus einem Traum erwachend.

Da trat Bärmann auf sie zu und erfaßte ihre Hand. „Danken Sie Gott, Fräulein Katz!" rief er mit bewegter Stimme.

„Ich verstehe nicht," stammelte diese.

„Sie verstehen nicht? Nun denn, dieser Herr hat nur um Ihr Frankfurter Los angehalten, von dem er wußte, daß es dreißigtausend Gulden gewonnen hat!"

Emilchens Augen leuchteten auf vor Freude. „Dreißigtausend Gulden!" rief sie aus, welch' ein Glück für meine arme Jeanette!"

Bärmann betrachtete sie und wischte sich mit dem Frackärmel die Augen. „Fräulein Katz," sagte er, „Sie sind ein Juwel, Gott hat Ihnen das große Los in Ihr Herz gelegt. Denken Sie nicht mehr an den Ochs und kränken Sie sich nicht! Ich weiß nicht, was Goethe sagt aber das sag' ich Ihnen: das Sechus (Fürbitte) Ihrer

seligen Mutter ist Ihnen heute beigestanden!" Und indem er nochmals mit dem Aermel über die Augen fuhr, verschwand er, ohne sich umzusehen.

Emilchen stand da wie von einem Blitzstrahl erleuchtet, nicht getroffen. „Das hätte ich mir gleich denken können!" sagte sie leise vor sich hin, indem ihr Blick in dem gegenüberhängenden Spiegel ihr Bild betrachtete. Dann hob sie die Glasscherben auf, die noch am Boden lagen, öffnete die Kommode, das Brieftäschchen einzuschließen, zuvor aber nahm sie ein Zweiglein des Syringstraußes und legte es in das Notizbuch zur Erinnerung, zur Warnung! Dann setzte sie sich nieder und schrieb an Jeanette einen herzlichen Glückwunsch zum „großen Los!"

Als am andern Tage in der Stadt kund war, daß Herr Ochs abgereist und die Partie „zurückgegangen" sei, sagte der alte Lewy: „Gott, was ein Chosid (Frommer) ist der Ochs. Es ist ihm übel geworden und nun hat er doch nicht angebissen!" (Ausdruck für das Fastenbrechen am Versöhnungstag.)

Einige Tage darauf rief Onkel Markus Emilchen in sein Zimmer und laß ihr ein Schriftstück vor, das er in ihrer Gegenwart versiegelte und ein Wort darauf schrieb, das sie nicht verstand. Aber sie trug das Papier mit verweinten Augen hinauf, und als sie es in die Kommode schließen wollte und das dürre Zweiglein der Syringe erblickte, legte sie es dazu, und von einem Vorsatz, von einem Gelübde beseelt, versteckte sie die Brieftasche und begrub sie förmlich unter ihren Tüchern und Bändern. Auf dem Schriftstück stand mit großen, unbeholfenen Buchstaben das Wort: „Kodizill".

Der Herbst verfloß ohne weitere Ereignisse. Zum Viehmarkte kam Jeanette angefahren und brachte ihr Kind mit, das sie nach ihrer Wohltäterin Emilchen genannt hatte, damit diese es sehe und segne. Emilchen drückte die kleine Namensschwester so selig an Herz, daß diese bald erstickt wäre.

Der Winter kam und Purim mit ihm. Sie hätte die „Jahrzeit" ihrer Mutter am liebsten allein zugebracht,

aber sie wollte Onkel Markus die Freude nicht verderben, der nicht daran gedacht und die Verwandten eingeladen hatte, um sie mit Punsch zu traktieren, zu dem er ein besonders gutes Rezept besaß. Als er mit selbstgefälligem Künstlerstolz das erste Glas aus der Terrine schöpfen wollte, fiel ihm plötzlich der Löffel aus der Hand und er sank bewußtlos zu Boden. Ein Herzschlag hatte den siebzigjährigen Greis getroffen. Eine Stunde später stand das Herz still, das im Stillen so viel des Guten und Edlen gehegt und gepflegt hatte. Das Freudenfest war zum zweiten Male ein Trauertag für Schlemilchen geworden.

In der allgemeinen Bestürzung war sie die erste, die ihre Fassung wieder gewann. Nachdem alles versucht worden war, das entflohene Leben zurückzurufen und die herbeigeholten Aerzte jeden Versuch für fruchtlos erklärt hatten, ordnete sie in dem verstörten Hause alles Nötige an. Die reichen Reste des Festmahls ließ sie ins Armenhaus tragen, das Zimmer wurde für die teure Leiche und die Wächter geräumt, die Tag und Nacht bei derselben „lernen" (beten) mußten. Der entscheidende Augenblick schien dem zappelnden Wesen Emilchens Ruhe und Haltung wiedergegeben zu haben. Sie folgte der Leiche zu Fuß bis ans Tor des „guten Orts", da der Eintritt in denselben den Frauen nicht gestattet ist, und verteilte ihre eigenen Ersparnisse an die schreienden Bettler. Als sie zurückkehrte blieb sie an der Tür des verwaisten Hauses einen Augenblick stehen als wollte sie fragen: „Darf ich hier noch zu Hause sein?"

Aber Bärmann trat ihr mit verweinten Augen entgegen und führte sie schweigend bis an ihre Zimmertür. „Fräulein Katz", sagte er dann mit tränenerstickter Stimme, greifen sie sich nicht zu viel an, Sie haben das Bewußtsein, für den Seligen, der Friede sei mit ihm! gesorgt zu haben wie ein eigen Kind, und er wird es Ihnen dort gedenken und hier gedacht haben! Das Gericht hat das Kontor und das Zimmer des Seligen versiegelt, aber es ist ein Testament da; ich weiß wo es liegt,

und es soll heut Nachmittag eröffnet werden. Was zögern Sie, ins Haus zu treten, Fräulein Katz? Bin ich doch da, und wer weiß, wer von uns beiden das Recht haben wird, den Anderen einzuladen, daß er da bleibt!"

Emilchen drückte ihm die Hand und verschloß sich in ihr Zimmer und die Besuche; die zahlreich kamen, „Menachum owel" zu sein (die Trauernden zu trösten), ließ sie abweisen. Stumm und tränenlos, den Kopf auf die Hände gestützt, saß sie lang und rief aus ihrer Seele das Bild ihres Wohltäters mit all' seinen seltsamen Zügen hervor. Dabei nickte sie freundlich mit dem Kopfe, als erzähle er ihr wieder seine Erlebnisse, seine Anekdoten und dergleichen Sachen alle mehr!

Nachmittags kam ein Rat vom Stadtgerichte und der Prokurator Alsberg als Sachwalter der Gemeinde. Man löste die Siegel vom Zimmer des Verstorbenen und Bärmann übergab den Pultschlüssel, den er in dessen Kleidern gefunden. Das Testament lag obenauf in der ersten Schublade: „In Gegenwart meiner Mündel Emilie Katz zu eröffnen", stand auf dem Umschlage. Man ließ Emilchen herabrufen. Beim Eintritt in das leere Zimmer, aus dem sie sonst die vertraute Gestalt des Onkels gegrüßt hatte, zuckte sie heftig zusammen und einer ihrer Krampfanfälle schien sie zu bedrohen. Aber Bärmann ergriff ihre beiden Hände und hielt sie so lange, bis sie sich beruhigt hatte. Sie setzte sich nieder, doch während der Gerichtsrat das Testament entsiegelte und verlas; schweiften ihre Blicke über all' die bekannten Gegenstände, als suchte sie unablässig die entschwundene groteske und doch so teure Gestalt.

Das Testament ordnete an, daß Bärmann das Geschäft fortführen und neben einem Legat von zehntausend Talern seinen bisherigen Gehalt bis auf weiteres fortbeziehen solle. Er habe ein genaues Inventar aufzunehmen, um den Stand des Vermögens festzusetzen, was bei den vielfachen Ausständen und den angehäuften, schwer zu schätzenden Vorräten dem Erblasser zu bestimmen unmöglich sei. Bärmann solle ins Haus ziehen und alles in

gewohnter Treue verwalten für den rechtmäßigen Erben. Als solchen bezeichne er vorläufig seinen Neffen Jakob Markus, unbekannten Aufenthalts, wahrscheinlich in Amerika, wenn dieser noch lebe und ein „ordentlicher Mensch" sei. Ein Aufruf an denselben sei in deutschen und amerikanischen Blättern zu erlassen. Wenn nach einer Frist von drei Jahren sich der Erbe nicht selbst oder durch legale Bevollmächtigte gemeldet habe, so solle Bärmann in alle seine Rechte treten. Indessen solle er im Geschäft wie im Hause vollkommen freie Verfügung haben über alles, was er „im Sinne des Erblassers" zu tun für angemessen halte. Für die jüdischen und christlichen Armenanstalten waren keine bestimmten Legate vermacht, auch in diesem Punkte solle Bärmann „im Sinne des Erblassers" verfügen. Von Emilie Katz war mit keinem Wort die Rede. Allerdings war das Testament aus früherer Zeit datiert; desto befremdender war die Aufschrift! „In Gegenwart meiner Mündel zu öffnen."

Bärmann hörte die Vorlesung mit fieberhafter Spannung an. Die Versorgung, die ihm zugedacht, die glänzende Aussicht die ihm eröffnet war, schien er fast überhört zu haben, ungeduldig wartete er, was noch kommen würde, und als nichts mehr kam und der Gerichtsrat das Papier zusammenfaltete, schlotterten Bärmanns Beine so heftig, daß er sich niedersetzen mußte. Seine Augen stierten über die Brille hinaus auf Emilchen, die wie in sich verloren da saß. Eine lange peinliche Pause folgte der Vorlesung.

„Bin ich hier noch nötig?" fragte Emilchen mit bewegter Stimme.

Der Gerichtsrat schüttelte den Kopf.

Bärmann war so erstarrt, daß er sie nicht zurückhielt, als sie mit einem wehmütigen Blick auf das verödete Zimmer davonging. Aber plötzlich sprang er auf. „Es ist nicht möglich", rief er aus. „es muß noch ein anderes Schriftstück da sein, das Testament ist aus früherer Zeit", Er öffnete den Schreibtisch, er warf alle Papiere heraus. jede Lade zog er zehnmal auf. „Es ist nicht möglich",

wiederholte er fortwährend. „Kein Legat für seine Mündel, kein Wort über Fräulein Katz! Und sie selbst erwähnt nichts und weiß von nichts, es ist nicht denkbar! Sagen sie selbst meine Herren, ist das möglich!“

„Darüber steht dem Gerichte kein Urteil zu!„ erwiderte der Rat, indem er aufstand und sich den Rock zuknöpfte.

„Doch, doch“, warf der Prokurator Alsberg ein, ein schöner Mann mit freundlichen dunklen Augen, „Ich verstehe ihr Befremden lieber Herr Bärmann, denn ich habe den vortrefflichen Mann persönlich gekannt. Aber eben deshalb mache ich Sie auf einen Passus im Testament aufmerksam, den sie nicht hinlänglich zu würdigen scheinen. Der Erblasser hat es Ihnen anheimgestellt, im Geschäfte wie im Hause sofort jede Verfügung zu treffen. die Ihnen in seinem Sinne angemessen erscheint. Es dünkt mich einer jener sonderlichen, aber charakteristischen Züge des seligen alten Herrn zu sein, daß er die Zukunft seiner Mündel aus seiner Hand in die Ihrige legt. Ich will nicht so indiskret sein“, fügte er lächelnd hinzu, „mich deutlicher auszudrücken, aber Sie werden mich verstehen, lieber Bärmann.“

„Nicht ganz“ stotterte Bärmann, dem plötzlich alles Blut in die bleichen Wangen schoß. „Aber ich danke Ihnen tausendmal, lieber Herr Prokurator für diese — Beruhigung.“ Er drückte ihm heftig die fleischige Hand; die Herren verabschiedeten sich.

Eine Stunde später flog das Gerücht des seltsamen Testamentsergebnisses durch die Stadt. „Schlemilchen bleibt Schlemilchen!“ hieß es allgemein. „Warum?“ sagte der alte Lewy, „Bärmann wird sie heiraten; wenigstens läuft der nicht gerad in sein Unglück!“

Als Bärmann einige Tage darauf Emilchen noch einmal befragen wollte, ob ihr keine spätere Verfügung des Onkels bekannt sei und von dem Testamente zu sprechen begann, wies sie dies Gespräch mit Entschiedenheit zurück.

„Es tut mir weh," sagte sie, „von solchen Dingen in der Schiwe (siebentägigen Trauer) zu sprechen, die doch dazu eingesetzt ist, an den geliebten Toten zu denken. So viel ich gehört habe, denn meine Gedanken waren, Gott weiß es, wo anders! ist es ihre erste Pflicht, den rechtmäßigen Erben zu erforschen und indessen Sorge zu tragen, daß sein Erbteil gewissenhaft verwaltet werde, dessen bin ich von Ihnen überzeugt, lieber Bärmann, sowie auch" — und sie ergriff seine Hand, — „daß Sie ein armes Mädchen nicht verlassen werden!"

Tränen traten in Bärmanns Augen. „Sie irren sich Fräulein Katz," erwiderte er, „ich habe im Sinne des Seligen vorläufig jede Verfügung zu treffen; im Sinne des Seligen sind und bleiben sie bis auf weiteres die Herrin des Hauses!" Er verneigte sich und ging.

Emilchen blickte ihm nach, dann eilte sie zur Kommode hin, aber sie blieb davor stehen; „es ist besser so!" sagte sie, indem sie einen feuchten Blick auf den Spiegel warf.

Mit verdoppeltem Eifer ging Bärmann an das Werk, das ihm der verehrte Tote und die verehrte Lebende ans Herz gelegt hatten. Das Inventar wurde mit Hilfe eines Tagschreibers aufgenommen, die chaotischen Vorräte wurden geordnet und in öffentlicher Auktion verkauft, ein frischer Lebenspuls verjüngte das alte Geschäft, Bärmann schien zehn Hände und ebensoviel Füße bekommen zu haben, seine frühere Zaghaftigkeit war einer fieberhaften Tätigkeit und Entschlossenheit gewichen. Das Resultat seiner Anstrengungen überstieg seine eigenen Erwartungen; das Vermögen stellte sich als ein höchst beträchtliches heraus. Bärmann dachte nicht daran, sein Legat aus dem Geschäfte zu ziehen, er betrachtete sich als stillen Teilhaber des zukünftigen Erben, der noch immer in ein mystisches Dunkel gehüllt war. Die Aufrufe, die längst in allen Zeitungen erschienen waren, hatten bisher auf keine Spur des Verschollenen geführt. –

In einem der leergewordenen Zimmer war die buckelige Jochebedchen, Bärmanns Mutter, auf Emilchens

dringende Forderung installiert worden; nur unter dieser Bedingung willigte letztere darein, selbst im Hause zu bleiben. Die alte Frau nahm diese Einladung nur unter der Beschränkung an, daß die Köchin verabschiedet werde, und sie waltete fortan in der Küche, ihre Lebern und Grieben nur pro domo verwertend. Die respektvolle und liebreiche Weise, mit welcher Emilchen Frau Bärmann behandelte, vergalt diese durch eine fast abgöttische Verehrung. „Gott! was für eine Perl', was für ein „Tachid" ist die Mamsell Katz!" sagte sie täglich zu ihrem Sohne, der ihr nie widersprach. Jeden Abend „aumerte" (zählte) Frau Jochebedchen, wieviel Tage seit dem Aufrufe an Jakob Markus verflossen seien; jeder Tag, an dem er nicht erschien, war für ihr beklommenes Herz ein gewonnener. Wenn die Zeit verstrichen wäre, so träumte sie, die das Testament bestimmt habe, wenn jener vielleicht längst tot oder in Amerika unter die Wilden geraten und verschollen wäre, wenn das Haus und das ganze Vermögen ihrem Sohne anheimfallen würde, dann dürfe ihr Sohn, und wenn ihm Feidel oder Goldschmidt eine Tochter mit meoalofim (Hunderttausend) antrüge, keine andere heiraten als Mamsell Katz, auch wenn sie zehnmal enterbt und eine Schlemile sei, denn sie sehe ja zu gut; was dem armen Jungen heimlich das Herz abfresse, und so viel Einsicht würde Gott der Allmächtige doch noch haben, daß er einem so braven Sohn, wie der ihrige, einen Landstreicher nicht vorziehen würde.

Das waren die Gedanken der Frau Jochebedchen, wenn sie abends das Geschirr abgespült hatte und mit untergeschlagenen Armen hinter dem Herde saß. Bei Tag aber erschrak sie, so oft ein Fremder ins Haus trat. In jedem Unbekannten den Popanz Jakob Markus vermutend, watschelte sie, so oft die Haustür ging, die fetten Hände an der Küchenschürze abwischend, auf jeden Eintretenden zu und rief: „Wer sennen (sind) Sie?" Und ein Stein fiel ihr von der ohnehin belasteten Brust, wenn sich der Eintretende als Rosenbaum, Lilienfeld oder Blumenthal zu erkennen gab. Im Verhältnis als das

Jahr entschwand, wuchsen ihre Hoffnungen und sie begann bereits gegen Emilchen eine Art von Protektormiene anzunehmen. „Sie werden sehen, Mamsell Katz," sagte sie, „was mein Sohn ist, mein Sohn ist kein Ochs." Dabei lächelte sie mit einem Gemisch von Stolz und Herablassung.

Ein zweites Jahr war vergangen. In den Verhältnissen des Hauses am Graben hatte sich nichts geändert, als daß das Geschäft immer mehr sich hob und wiederholt größere Treffer durch das Haus Markus ausbezahlt wurden, wodurch das Lotteriekontor stets an Kundschaft gewann. Auch das Braunschweiger Los Emilchens war, aber mit einer Niete, gezogen worden. Purim war wiedergekommen, der zwiefache Trauertag war längst kein Freudenfest mehr für das arme Mädchen, ja sie bangte, in begreiflichem Aberglauben, jedesmal, bis er vorüber war. Aber er ging vorüber ohne jedes Ereignis, nur das Wochenblättchen, das am Abend erschien, brachte unter den heute Angekommenen: „Im Gasthof zum Ritter, James Markus aus Baltimore."

Emilchen hatte das Wochenblättchen nicht gelesen, Frau Jochebedchen noch weniger, sie hatte sich auch längst, im Bewußtsein ihrer Sicherheit, den fremden Besuchen nicht mehr entgegengestürzt, und als am andern Morgen ein fremder, kaum dreißigjähriger Mann in den Hausflur trat und nach Herrn Bärmann fragte, zeigte sie ihm zuvorkommend die Tür zum Kontor. Der Fremde war von untersetzter, kerniger Gestalt, lebhaftem gefärbtem Gesicht, das zwei kurze Stückchen Backenbart einrahmten, und trug hohe Lederstiefeln und einen braunen kurzen Flausrock, wie ihn die Landleute und Viehhändler der Umgegend tragen. Aber der Scharfblick der Frau Jochebed hatte eine Diamantnadel und eine dicke goldene Uhrkette, sowie einen mächtigen Siegelring an der massiven Hand des Fremden nicht übersehen, und ein gutes Geschäft witternd, öffnete sie ihm dienstfertig die Tür zum Kontor, aus der ihr Sohn, die Feder hinterm Ohr, dem Fremden entgegentrat.

„Mister Bärmann?“ fragte dieser mit fremdartigem Akzent.

„Zu dienen,“ erwiderte Bärmann. „Und mit wem habe ich die Ehre?“ fuhr er fort, indem er den Fremden vor sich ins Kontor eintreten ließ.

„Ow! Sie kennen mich nicht mehr, Mister Bärmann? Ich bin James, oder eigentlich Jakob Markus!“

Diese Worte, hinter denen sich die Tür schloß, hatte Frau Jochebedchen noch vernommen. Es war ihr, als führe ihr ein Messer ins Herz! „Schem jischmerenu!“ (Gott unser Schützer) schrie sie auf und mußte sich an dem Treppengeländer halten, um nicht zusammenzufallen. Er war da, der Popanz, der leibhaftige Jakob Markus!

Werfen wir einen raschen Blick auf den Mann, der plötzlich mit so derben Zügen in den Rahmen unseres kleinen Familienbildes tritt.

Jakob war ein Brudersohn des alten Markus, sein Vater ein Händler in einem Provinzstädtchen, der die Woche hindurch „über Feld“ ging.

So lange Onkel Markus, der aus demselben Städtchen in die Residenz gekommen war, sich mühsam emporarbeitete, sein Brot zu verdienen; unterstützte er den Bruder und teilte redlich seine Ersparnisse mit ihm. Die Ansprüche der Familie wuchsen mit seinem Reichtum, wurden jedoch mit zähem Widerstreben auf das bescheidenste Maß zurückgeführt. Es war einer der eigentümlichen Charakterzüge des alten Herrn, für die Seinen nicht mehr „Herz“ zu haben, als für Fernstehende.

„Sie sollen sich nur plagen,“ sagte er, „ich hab' mich auch plagen müssen, ausziehen laß ich mich nicht!“ und dergleichen Sachen alle mehr.

Als der Bruder starb, entschloß sich Onkel Markus nur nach langem Zögern, dessen einzigen Sohn, den sechzehnjährigen Jakob, zu sich ins Haus zu nehmen. Dieser ein roher Bursche, ohne Bildung des Geistes und des Herzens, betrachtete sich sofort als den Erben des Hauses und da ihm sein Taschengeld vielleicht allzu karg zugemessen wurde, so machte er Schulden auf den Namen

des Onkels, trieb sich in Kaffeehäusern und auf Tanzböden herum, und reizte den haushälterischen Sinn des Alten derart, daß es oft zu den heftigsten Auftritten kam.

Dieser verweigerte die Schulden zu zahlen, drohte, ihn den Gerichten zu überlassen; schließlich siegte sein gutes Herz, aber im Stillen pries er jeden glücklich, der keine Verwandten habe. Da Jakob im Geschäft kaum zu brauchen war und des Onkels Vertrauen mehr und mehr verlor, so nahm dieser den vaterlosen Bärmann ins Geschäft, der sich bald durch musterhaften Fleiß, durch Intelligenz und Bescheidenheit dem alten Herrn unentbehrlich zu machen verstand. Das ertrug Jakob nicht und rief absichtlich Streitigkeiten und brutale Szenen hervor, und als ihn einmal der Alte energisch bedrohte, vergaß er sich soweit, seinen Wohltäter mit frechen Schimpfworten zu beleidigen. Am andern Morgen übergab ihm Onkel Markus die quittierten Rechnungen über all' seine Schulden und eine mäßige Summe Geldes mit dem Befehl, sein Haus zu verlassen und sich nie wieder sehen zu lassen. Trotzig und ohne Abschied ging der Bursche davon.

Bärmann verzehrte sich vor Gewissensbissen. Er schob sich allein die Schuld zu, Blutsverwandte getrennt zu haben, vielleicht auf ewig! Trotz der Erkenntnis seiner Unschuld quälte er sich mit dem Gedanken, die Welt könne ihn einer selbsüchtigen Absicht zeihen. Unablässig suchte er den Onkel zu besänftigen, unablässig verfolgte er die Spur des Verschwundenen. Es gelang ihm, zu erfahren, daß Jakob nach Amerika ausgewandert sei und dort, in dem Lande der Arbeit, zu arbeiten gelernt habe. Durch einen Jugendfreund, der in New York als Uhrmacher arbeitete, ließ er ihn aufsuchen und ihm einen Brief zustellen, der die herzlichsten Ermahnungen, reuig zu den Seinen heimzukehren, und außerdem einen Teil von Bärmanns Ersparnissen enthielt. Nach langer Zeit kam die Antwort. Das Geld sandte Jakob zurück. Er brauche kein Almosen, weder von den Seinen, noch

weniger von Fremden. Was er brauche, verdiene er sich selbst und habe nach keinem andern mehr zu fragen. Uebrigens wünsche er seinem Onkel Gesundheit und langes Leben. Diese letzten Worte, die Bärmann triumphierend vorlas, rührten den Greis; in dem Selbstbewußtsein des jungen Mannes, der um sein Brot arbeiten gelernt hatte, erkannte er eine radikale Besserung; der Stolz, mit dem jener den fremden Beistand zurückgewiesen hatte, weckte ein wohlgefälliges Lächeln um seine Lippen. In seinem Namen ließ er Bärmann einen zweiten Brief schreiben, der Jakob zur Rückkehr ins „Vaterhaus" aufforderte. Aber dieser, wie alle späteren, blieben unbeantwortet. Ohne je darüber zu reden, dachte der Greis des Verschollenen oft mit heimlichen Gram, mit stillen Selbstvorwürfen. Wenn er, der Alleinstehende, den Undank und die Liebloſigkeit Fremder oder, unter dem Schein der Zärtlichkeit, deren Selbstsucht und Habgier empfand, dann verdammte oft sein Gewissen, seine Strenge gegen den einzigen Blutsverwandten. In solcher Stimmung hat er wohl sein Testament abgefaßt.

Jakob hatte indes, wie er später erzählte, mit der letzten Gabe des Onkels einen Platz im Zwischendeck eines Auswanderschiffes gezahlt, das seine unglückliche Landung von Hamburg nach New York brachte. Mit wenigen Dollars in der Tasche, stand er nun am Hafen der Riesenstadt, in welcher jeder nur Zeit und Interesse für sich selbst hat. Er hatte kein Handwerk gelernt, fremd war ihm alles, sogar die Sprache; aber er hatte Hände, und recht feste Hände, die man in dem Lande of business ungeniert verwerten kann. Anfangs vertrank er seinen Verdienst so exakt, daß er oft unter freiem Himmel sein Lager aufschlagen mußte; aber Not lehrt nicht nur beten, sie lehrt auch sparen. Im Vergleich der herabgekommenen Säufer und Bettler mit jenen nüchternen und fleißigen Emporkömmlingen, denen im Lande der Freiheit die höchsten Ehrenämter offen stehen, gewann sein gesundes Urteil nach und nach die Herrschaft über seine brutalen Neigungen. Ein Ideal tauchte vor seinen Blicken auf,

die blendende Göttin, die man in jenem Lande vor allem verehrt: to make money. Die Goldminen von Kalifornien waren entdeckt, Tausende von Pilgern strömten zu dem neuen Wunderaltar der Göttin. Er schloß sich ihnen an und verschwand in den Gruben von San Franzisko den Blicken und den Nachforschungen seiner europäischen Freunde. Aber nach Jahren kehrte er mit seiner Ausbeute nach Baltimore zurück, wo er sich als Mr. James Markus niederließ und „in Vieh und Leder machte." Dort hatte er den Aufruf, als Erbe seines Oheims heimzukehren, gelesen. —

Durch Bärmanns mageres Gesicht flog ein Ausdruck der Freude, ohne jede Beimischung eines anderen Gefühls, als er den Namen Jakob Markus vernahm. Er blickte über die Brille hinaus auf die behäbige Gestalt, übersah die blitzende Diamantnadel ebensowenig wie seine Mutter, hatte sich rasch in dem gebräunten Gesicht des alten Bekannten orientiert und indem er ihm beide Hände herzlich entgegenstreckte rief er aus:

„Gott sei Dank, daß sie da sind. Herr Markus, und, Sie sehen, unbeschrieen aus! als ob Sie die Erbschaft Ihres seligen Onkels nicht nötig hätten."

„Was das betrifft, Mr. Bärmann," erwiderte Mr. James, die breiten Hände bis an die Daumen in die Hosentaschen steckend, „so wissen Sie am besten, daß ich von dem; was mir mein Onkel gegeben hat, nicht fett geworden bin. Ich habe mich bothern (quälen) und plagen müssen, während Sie ruhig hinter ihrem Tisch Ihr Geld verdient haben. Wenn ich drüben wie ein Hund krepiert wäre, hätte er sich auch nichts daraus gemacht; er hat immer für Fremde mehr getan, als für die Seinen. Wenigstens soll nach seinem Tode sein Geld nicht in fremde Hände gehen! Aber", fuhr er fort, als er sah, daß Bärmann schmerzlich das Gesicht verzog, „bei vergangenen Dingen ist mein Grundsatz zu overpassen (pass over); ich bin nicht hergekommen für ein sentimental journey, sondern für business. Beim Stadtgerichte und beim Prokurator habe ich meine Dokumente niedergelegt, die all

right befunden worden sind; das Testament habe ich gelesen, und, um die Sache so schnell als möglich clear zu machen, bin ich selbst zu Ihnen gekommen, obgleich ich weiß, daß Ihnen mein Erscheinen eine unangenehme impression machen muß."

„Sie irren, Herr Markus," antwortete Bärmann, die Hand aufs Herz legend, sei es als wolle er seine Worte beteuern, sei es um das heftigbewegte zusammenzuhalten, „Sie irren, Gott ist mein Zeuge! in dieser Voraussetzung. Sie beleidigen den Seligen noch in seinem Grabe. Es war sein Wunsch wie der meine, aber sie haben Recht, lassen Sie uns lieber von Geschäften sprechen. Die Bücher stehen zu ihrer Einsicht bereit. Das Vermögen, das Ihr seliger Onkel hinterließ, hat sich unter Gottes Schutz beträchtlich vermehrt, Sie können sich von dem Betrage desselben überzeugen, denn ich habe getrachtet, jeden Augenblick Ihnen ein vollständiges Verzeichnis desselben vorlegen zu können. Wenn Sie hier im Hauptbuch," und dabei schlug einen in grüne Leinwand gebundenen Folianten auf, „den Betrag jener Quote, die mein edler Wohltäter in seinem Testamente mir hinterließ, von dem damaligen Vermögensstande ausscheiden und in gleicher Proportion von dem jetzigen abrechnen, so ist alles übrige und dazu noch der Wert dieses Hauses. Ihr unbestrittenes Eigentum!"

Mr. James lehnte sich mit beiden Ellenbogen auf den Schreibtisch und durchflog das Hauptbuch mit der Miene eines Rechnungsrevisors. Mit einem goldenen Bleistifte, den er aus der Hosentasche zog, schrieb er auf die Unterlage Zahlenreihen und begann zu dividieren und zu multplizieren, indem er deutsche und englische Zahlen bunt durcheinander murmelte.

„Wie hoch schlagen Sie das Haus an?" warf er dazwischen.

„Es ist auf fünfzehntausend Taler geschätzt," antwortete Bärmann mit kaufmännischer Gelassenheit.

Mr. James zog einen dicken Strich unter seine Rechnung und warf den Bleistift verächtlich weg.

„Das ist alles?“ sagte er. „Man hat den Alten für einen Millionär ausgeschrieen.

„Lassen sie die Bücher vor Gericht prüfen,“ antwortete Bärmann kurz und scharf. Es kochte in seinem Innern; alle jene brutalen Szenen, die er hier erlebt hatte, tauchten in seiner Erinnerung auf und er erkannte den frechen Zug um den Mund des Amerikaners der einst dem eigenen Wohltäter hier Hohn gesprochen hatte.

Dieser hatte sich auf die wuchtigen Hüften gestemmt und die beringte Hand in die Weste gesteckt.

„Well,“ sagte er, „das wird das beste Mittel sein, die Sache glatt zu machen. Ich habe keine Lust, mich hier lang zu stoppen (stop), noch weniger mich hier zu setteln (settle) und so ein frippery-box weiterzuführen. Das Geld verinteressiert sich besser in Amerika. Ich werde einen Bevollmächtigten aufstellen lassen vom Stadtoffize, der die Bücher prüft, das Haus und das Geschäft verkauft, und so glaube ich,“ schloß er, indem er nach seinem Hute griff, „ist zwischen uns alles all right.“

Bärmann streckte die Hand nach seinem Arme aus und hielt ihn zurück.

„Noch nicht alles,“ sagte er ruhig. „Es ist zwischen uns noch eine Angelegenheit zu ordnen, eine Pflicht der Pietät gegen Ihren seligen Onkel, eine Pflicht der Dankbarkeit gegen eine Person —“

James unterbrach ihn heftig, das Blut färbte seine breite Stirn purprrot.

„Lassen sie mich in Ruhe!“ schrie er, „und sprechen Sie mir hier nicht von Pietät und Dankbarkeit. Erinnern Sie mich nicht daran, wie ich in diesem Hause behandelt worden bin. Ich bin keinem Pietät schuldig, keinem zu Dankbarkeit verpflichtet. Daß ich, der einzige Blutsverwandte des alten Knausers, nicht elend verhungert bin, verdanke ich mir und diesen beiden Händen. Und mit diesen beiden Händen nehme ich, was mein ist und lasse mich um keinen Groschen betrügen. Ich bin ein Fremder in diesem Hause, und der mich dazu gemacht hat, mag's

verantworten. Sie haben mein Eigentum zu verwalten gehabt und haben mit mir von nichts zu reden, als von business!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er zitterte. Aber Bärmann zitterte noch heftiger, als er mit kurz hervorgestoßenen Worten erwiderte;

„Es ist auch nur von business, Herr Markus, daß ich mit Ihnen noch rede, denn es handelt sich um eine Ehrenschuld, die in diesen Büchern nicht verzeichnet ist."

„Was ist the matter?" fragte James ruhiger.

„Es handelt sich," fuhr Bärmann fort, „um Fräulein Katz!"

„Fräulein Katz? Wer ist Fräulein Katz?"

„Die Tochter einer Verwandten, der Witwe Katz, deren sie sich erinnern werden; Ihr Onkel war Vormund der Waise und hat sie in seinen letzten Lebensjahren zu sich ins Haus genommen."

Ein frivoles Lächeln spielte um die breiten Lippen des Amerikaners.

„Sie hat," fuhr Bärmann mit gesteigerter Wärme fort, „mit der Zärtlichkeit einer Tochter Ihren Onkel gepflegt, sie hat ihm ersetzt, was er so schmerzlich entbehrte, die Anhänglichkeit eines Anverwandten."

„Merkwürdig!" erwiderte James lachend, seine großen Zähne zeigend, „im Testament hat er von dieser „Miß Katz" nichts erwähnt!

Bärmann schwieg einen Augenblick betroffen.

„Das ist es eben —" fuhr er fort.

„Er wird sie bei Lebzeiten desto reicher bedacht haben!" unterbrach in James lachend.

„Mit keinem Groschen!" schrie Bärmann entrüstet auf, „und ich verbiete es Ihnen, mit solchen Gedanken das Mädchen zu verunglimpfen! Ich habe, nach der mir eingeräumten Vollmacht im Sinne Ihres Onkels über dieses Haus zu verfügen, Fräulein Katz ersucht, hier zu bleiben, und es ist Ihre Pflicht, für deren Zukunft eine Verfügung zu treffen, denn es steht Ihnen nicht zu, die

Mündel Ihres Onkels durch den Verkauf dieses Hauses ohne weiteres an die Luft zu setzen. Ich verbiete es Ihnen im Namen des Verstorbenen!"

Mr. James hatte die Hände wieder in die Hosentaschen gesteckt und betrachtete von oben herab den kleinen Mann, der ihm imponieren wollte.

„Machen Sie sich nicht lächerlich, Bärmann," sagte er mit ironischem Lächeln. „Wenn Sie die Erbschaft meines Onkels auch in der Weise angetreten haben, daß Sie Miß Katz bei sich im Hause behalten haben, so geht das mich nichts an."

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Bärmann, dessen Beine sich plötzlich streckten und der die geballte Faust auf die Brust drückte.

„Ich will damit sagen," fuhr James mit drohendem Blicke fort, „daß ich hoffe, daß Sie Miß Katz aus Ihrem Anteil soutenieren haben, denn ich müßte sonst auch durch die Gerichtsoffiz untersuchen lassen, in wieweit ich durch Sie in meinem Eigentum verkürzt oder durch diese Lady um mein Eigentum betrogen worden bin! Sie verstehen mich, Mr. Bärmann?"

Bärmann hatte ihn verstanden. Alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen, kein Wort fand den Weg über seine gelähmten Lippen. Als aber James nun wieder nach seinem Hute griff, sprang er mit einem Satz, wie ein Tiger, auf ihn zu und krampfhaft die Finger in den sehnigen Arm des Amerikaners schlagend, stieß er die Worte hervor:

„Kommen Sie mit mir!"

„Wohin?" fragte James, sichtlich betroffen von dem Angriff des kleinen Mannes.

„Kommen Sie mit mir!" schrie Bärmann, indem er die Tür aufriß und den Widerstrebenden zur Treppe zog, mit einer Hand das Geländе fassend, mit der andern seine Beute nachschleppend.

„Wohin?" rief James noch einmal.

„Zu Fräulein Katz!" antwortete Bärmann, und dieses Wort schien ihm seine ganze Fassung wiedergegeben zu

haben. Mit wenigen Sätzen hatte er die Stiege überflogen und heftig an die nächste Tür geklopft, noch ehe der überraschte Amerikaner sich ihm entziehen konnte. Ein leises „Herein!“ antwortete dem Klopfen und im nächsten Augenblick standen beide vor Emilchen.

Sie war am Fenster gesessen und häkelte mit grober Holznadel einen roten wollenen Shawl für Bärmann. Beim Eintritt der Beiden erhob sie sich überrascht; Mr. James musterte mit schnellem Blick die reizvolle Gestalt des Mädchens, die, wie bei jeder Ueberraschung, heftig zitterte. Eine plötzliche Erinnerung an Schlemilchen von ehedem ließ ein ironisches Lächeln über seine breiten Lippen gleiten, das Bärmann nicht entging und ihn, wie er es auch deuten sollte, noch heftiger reizte. Nicht mehr der Meschores von dazumal, nein, der Stellvertreter seines Herrn und Wohltäters war er in diesem Augenblicke, und ein energisches Selbstbewußtsein spannte alle seine Sehnen zu Stahl! Aus den Augen des kleinen Judenjungen blitzte ein Strahl der Ritterlichkeit wie aus den Augen Davids, als der freche Goliath ihn höhnte, und da jener, als Amerikaner die Rücksicht gegen Ladis beobachtend, mit einem how do you do auf Emilchen zuging und ihr die Hand entgegenstreckte, trat Bärmann rasch zwischen beide.

„Fräulein Katz,“ sprach er mit mühsam gefaßter Stimme, „dieser Herr, Jakob Markus,“ bei dem Namen zuckte Emilchen freudig betroffen zusammen, „dieser Herr kommt nicht zu Ihnen als Freund und Verwandter. Er hat sich selbst als fremd in diesem Hause erklärt und durch seine Aeußerung das Recht verwirkt, daß Sie ihn willkommen heißen.“ — Emilchen griff mit der Hand krampfhaft nach dem Tischteppich, den sie zerknitterte. „Er kommt als Geschäftsmann, fuhr Bärmann fort, „der sich in seiner Erbschaft durch mich und durch Sie verkürzt hält. Erklären Sie ihm selbst, ob Sie bei Lebzeiten Ihres — —“

Er konnte nicht weiter reden, denn Emilchen war totenbleich geworden, die Häkelarbeit war ihr aus der Hand gefallen, sie drohte umzusinken. James schob ihr einen Sessel zu.

„Es ist nicht meine Schuld, Miß Katz," sagte er, „wenn Sie auf diese Weise inquiriert werden. Ich habe nur einfach an Mr. Bärmann die Frage gestellt, ob Sie nicht bei Lebzeiten des Onkels —"

„Wiederholen Sie nur Ihre Verdächtigung, schrie Bärmann, „sagen Sie es diesem Fräulein ins Gesicht, was Sie hinter ihrem Rücken auszusprechen gewagt haben! Sie sprechen nichts, Fräulein Katz? Sie haben Recht. Der Herr mag sich überzeugen, was die besitzt, die anspruchslos und uninteressiert jahrelang in diesem Hause seine Stelle vertreten hat. Nehmen Sie die Schlüssel, untersuchen Sie die Kästen wie meine Bücher, ob Sie betrogen wurden! Nehmen Sie alles, Fräulein Katz verlangt nichts von Ihrem Eigentum!"

„Nichts! nichts!" schrie Emilchen auf. „Nehmen Sie alles, was mir der Onkel gegeben hat!"

Bärmann starrte sie an bei diesen Worten, der Amerikaner maß ihn mit einem überlegenen Blick.

„Was reden Sie da?" rief Bärmann erbleichend, „was haben Sie von Ihrem Onkel empfangen? Sprechen Sie! Um Gottes willen, antworten Sie!"

Aber Emilchen antwortete nicht. Sie hatte den Kopf in beide Arme auf dem Tische versteckt, chaotisch wirbelten die Gedanken in ihrem Hirn. Was sie jahrelang mit einem stillen Gelübde vor Augen verborgen hatte, sollte sie jetzt dem einen preisgeben, vor dem die zarteste Empfindung ihres Herzens es verschwiegen hatte, preisgeben in Gegenwart des andern, vor dessen Rohheit ihre eigenen Gefühle ihr unaussprechlich, unbegreiflich erschienen? Bärmann harrte noch mit zitternd erhobenen Händen, James weidete sich an ihrer Verlegenheit.

„Lassen Sie's gut sein," sagte er mit arroganter Großmutsmiene, „Sie sehen, wie verwirrt das Fräulein ist. Ich will keine Haussuchung halten!"

„Aber Sie sollen es!" schrie Bärmann außer sich und die Adern an seiner bleichen Stirn schwollen dunkelblau an. „Wenn Sie die Verwirrung eines entrüsteten

Herzens nach Ihrem gemeinen Sinn mißdeuten, so sollen Sie wenigstens beschämt vor ihrer Armut stehen! Hier sehen Sie!" und damit hatte er die messingenen Ringe der Kommode erfaßt und so gewaltig gerüttelt, daß das Schloß krachend aufsprang, „hier sehen Sie die Reichtümer, die sie gesammelt und um die man Sie betrogen hat!"

„Halten Sie ein," rief James, „mit welchem Recht mischen Sie sich in die Angelegenheit der Miß Katz?"

„Mit welchem Recht?" antwortete Bärmann, leidenschaftlich erglühend. „Weil ich dieses Mädchen kenne und verehre, dieses arme Mädchen, die einen Reichtum im Herzen trägt. Weil ich schwieg, als Sie Ihren edlen Oheim und mich beleidigten, glauben Sie, daß ich auch ungestraft die beleidigen ließe, die ich, wenn Sie nie zurückgekehrt wären und das Erbe Ihres Onkels mir den Mut gegeben hätte, die ich zu meiner — —" Das Wort erstarrte auf seinen Lippen. Er sah nicht, daß Emilchen sich plötzlich erhoben hatte und die großen Augen auf ihn heftete, er sah nur sein eigenes, inneres Ich plötzlich aus sich heraustreten und erschrak davor. Mit einer Heftigkeit, unter der sich seine Verwirrung verbarg, griff er in die Kommode und warf den ärmlichen Kram von verblaßten Bändern und wertlosen Spitzen heraus. „Da, nehmen Sie! Nehmen Sie!" schrie er, Fräulein Emilchen braucht von Ihnen nichts mehr! Jagen Sie sie aus dem Hause Ihres Wohltäters, Fräulein Katz bedarf keines andern Schutzes als — —"

Seine Finger hatten das Notizbuch gefaßt und hervorgezogen, er schlug es auseinander; ein vertrockneter Blütenzweig fiel zu Boden, ein großes, zusammengefaltetes Kuvert lag darin. Mit raschem Falkenblick hatte der Amerikaner es gewahrt, mit raschem Griff erfaßt. Emilchen wollte hinzuspringen, aber ihre Füße waren wie in den Boden gewurzelt. Bärmann stierte über die Brille hinaus auf die Aufschrift des Kuverts. Mit den großen, unbeholfenen Schriftzügen des alten Markus stand darauf ein einziges Wort: „Kodizill". Als Bärmann dieses

Wort erblickte, war es ihm, als fiele ein Alp von seiner Brust. Mit seinen dürren Fingern griff er zwischen die derben Hände seines Gegners hinein und zog das Schriftstück aus seinem Umschlage.

„Lesen Sie!" rief er mit einem Tone der wie ein Jubelruf klang.

James begann still zu lesen, mit lauter Stimme las Bärmann die folgenden Worte nach:

„Meiner lieben Mündel, Emilie Katz, die mich in den letzten Jahren meines Lebens so treu und uneigennützig gepflegt und mir durch ihre Anhänglichkeit ersetzt hat, was ich von meinen Blutsverwandten hab' entbehren müssen, vermache ich dreißigtausend Gulden rheinisch, in barem Geld, als Ersatz für das Frankfurter Los, von dem ich ihr den Gewinnst hab' zugedacht gehabt. Wenn sie den Betrag nicht sogleich nach meinem Ableben will aus dem Geschäft ziehen, so soll sie ihn von meinem Todestage an nach dem landesüblichen Zinsfuß verinteressiert kriegen. Außerdem soll mein Erbe, wer er immer sei, ihr die Wohnung, eine Trepp' hoch am Graben in meinem Hause, nebst Holz und Licht und dergleichen Sachen alle mehr, belassen bis an ihr seliges Lebensende.

Jesajas Markus,
Vormund der Waise Emilie Katz."

Darunter stand das Datum und die Legalisierung durch den kurfürstlichen Notar, Dr. Karl Nebelthau.

Nach dem „Nebelthau" entstand eine Pause. Bärmann betrachtete Emilchen wie ein Rätsel, diese hatte den Blick gesenkt, als schäme sie sich der Entdeckung. James faltete das Papier zusammen. Er warf einen Blick auf das unbegreifliche Mädchen, das ein Vermögen besaß ohne es geltend zu machen. Sie erschien ihm in diesem Augenblicke gar nicht so übel. Den kleinen Bärmann schlug er, als Universalerbe, nicht hoch an, er warf sich in die Brust und spielte mit seiner schweren goldenen Uhrkette.

„Warum haben Sie das nicht gleich gesagt, Kusine?" sprach er lächelnd und seine breiten Zähne zeigend, „ich hätte —"

„Sie hätten mich dann nicht des Diebstahls beschuldigt!“ fiel Emilchen ein, die, noch tiefer verletzt, sein Lächeln verstand.

„Das ist ein mistake,“ erwiderte James, „an dem Sie selbst schuld sind. Wir praktischen Amerikaner verstehen solche Vorgänge nicht, und in fact, ich begreife nicht, doch das geht mich nichts an. Das Schriftstück ist all right und was das Haus weniger wert ist, ist eine einfache Rechnung. „Uebrigens,“ fuhr er fort, indem er die Weste hinaufschob und mit dem Daumen in einen Ledergurt griff, den er umgeschnallt trug, „übrigens brauchen Sie mit mir kein Mitleid zu haben. Die lumpige Summe die er Ihnen vermacht hat, ist no matter für mich. Ich brauche die ganze Erbschaft nicht, in fact, und wenn ich sie zu holen gekommen bin, so war es nur, um dem Alten, der mir sein Herz und seinen Beutel im Leben verschloß, noch im Grabe einen strike zu machen.“

Emilchen hob die Augen zum Himmel empor. Sie wollte den Beleidigten mit einem Worte rächen, aber ihre zitternden Lippen brachten es nicht hervor. Bärmann überhob sie indessen.

„Fräulein Katz,“ sagte er, „bedanken sie sich bei dem Herrn. Jetzt können Sie mit Beruhigung Ihre Erbschaft antreten, Sie waren seine Tochter, und dieser Herr hat Sie um Ihr verdientes Eigentum verkürzt.“

James griff nach seinem Hute, er fühlte etwas wie Verlegenheit.

„Mein Bevollmächtigter wird alles glatt machen,“ sagte er, „ich reise ab, und wenn ich nicht mehr das Vergnügen haben sollte, Sie zu sehen, Miß Katz, so wünsche ich good bye!“ —

Er streckte ihr die Hand entgegen, die Emilchen nicht ergriff.

Bärmann begleitete den Scheidenden bis zur Stiege. Als er ihren Blicken entschwunden war, brach Emilchen zusammen. Es war zu viel der Erregung, der Angst, der Freude; Tränen, heiße Tränen strömten aus ihren

Augen, dann hob sie sie zum Himmel empor, als wollte sie fragen, ob sie nicht geträumt, ob jene Worte Bärmanns, — da trat er ein. Er betrachtete sie, sie hatte die großen feuchten Augen auf ihn gerichtet, der Vorwurf, den er ihr ob ihres rätselhaften Schweigens machen wollte, erstarb auf seinen Lippen. Er schämte sich des Geständnisses, das die auffallende Leidenschaft ihm entrungen. Er wartete auf ein Wort, sie fand es nicht.

„Sie sind böse auf mich," sagte sie endlich! „Nicht wahr?"

„Das nicht, das nicht!" stotterte Bärmann, „aber lassen Sie mich wissen, warum Sie mir kein Wort gesagt haben von dem Vermächtnis?"

„Weil — ich nicht — Bärmann —"

„O, Sie wissen es recht gut. Umsonst haben Sie mich an dem Edelmute Ihres Vormundes nicht zweifeln lassen! Aber Sie haben auch zu mir kein Vertrauen!"

„Zu wem denn in der Welt!" rief sie mit dem Tone des innersten Herzens.

„So sagen Sie mir," und er faßte ihre Hand, die noch leise zitterte, „haben Sie nicht gewußt, was in dem Schreiben Ihres Onkels stand?"

„O doch!" sagte sie mit gesenktem Blick.

„So hat er Ihnen verboten, davon zu sprechen?"

„O nein —"

„So sagen Sie mir, liebes Fräulein Emilchen, warum haben Sie es verschwiegen und vor allen verborgen?"

Emilchen bückte sich, das vertrocknete Syringenzweiglein aufzuheben, und während sie es mit den Fingern zerzupfte, sagte sie:

„Weil ich ein stilles Gelübde getan hatte, lieber Bärmann. Es sollte niemand wissen, daß ich Geld hätte, damit nicht, noch einmal, einer, um meine dreißigtausend Gulden anzuhalten käme." Sie warf den entblätterten Stengel fort und blickte beschämt zu Boden.

Aber auch Bärmann fühlte sein Herz wie zusammengepreßt. Eine unsichtbare Scheidewand schien sich zwischen ihm und dem so lange geliebten Mädchen aufzurichten.

„Sie haben Recht," sagte er mit gepreßter Stimme, „nach den Erfahrungen, die Sie gemacht haben, haben Sie Recht, nach einem alle anderen zu beurteilen!"

„Bärmann!" rief Emilie und reichte ihm die Hand.

Aber er faßte sie nicht, er trat einen Schritt zurück und sprach mit schmerzlicher Heftigkeit:

„O, warum habe ich ihn heraufgeführt, warum habe ich Ihnen Ihr Geheimnis entrissen! Wären Sie die Arme, Enterbte geblieben, dann hätte sich leicht der Traum meines Lebens, die Hoffnung meiner alten guten Mutter erfüllt! Dann hätte ich ihm ruhig sein Erbteil gegeben, und mit dem bescheidenen Anteil, der mir geblieben, ruhig und redlich weiter gearbeitet; dann hätte am Ende doch der schiefe Bärmann mit den roten Augen das Herz gehabt, Ihnen zu sagen: wollen Sie mein Schicksal teilen, Emilchen? und Sie hätten nicht geglaubt, daß, wer um Ihr Herz wirbt, nur um Ihr Geld anhält."

„Bärmann!" rief Emilchen mit einem Aufschrei des Herzens. „Das können Sie von mir glauben?"

„Muß ich nicht," erwiderte er, „da Sie auch mir es verheimlicht haben?"

Emilchen blickte zu ihm auf, vorwurfsvoll und liebevoll zugleich.

„Begreifen Sie es wirklich nicht," sagte sie, weshalb ich es Ihnen vor allen anderen verschwieg? So muß ich es Ihnen wohl sagen," fuhr sie fort, den Kopf an seine Schulter lehnend, „weil ich längst wußte, wie Sie dachten; weil Sie, Guter, Anspruchsloser, der vermögenden Erbin nie gesagt haben würden, was Sie dem armen, häßlichen Schlemilchen — —"

Sie konnte das Wort nicht aussprechen, denn seine Lippen hatten ihr plötzlich den Mund versiegelt. Zwei wenig schöne Menschen hielten sich umschlungen, zwei selten schöne Seelen flossen ineinander!

So hielten sie sich lang und stumm umschlungen. Indessen war Frau Jochebedchen aus der Küche heraufgeschlichen, zu hören, ob bei der gefürchteten Verhandlung kein Unglück geschehen sei. Sie lauschte an der Tür,

dann wischte sie mit dem Zipfel der Schürze sich die Hand ab und drückte leise auf die messingene Klinke. Da sah sie die Gruppe der Glücklichen und betrachtete sie, unter Tränen lachend.

„Zu Massel (Glück) und zu Broche (Segen)!" rief sie halblaut.

„Mutter!" rief Bärmann.

„Mutter!" rief Emilchen. Und sie umarmte die kleine alte Frau.

„Nun endlich! endlich!" rief diese, „hast Du's endlich herausgebracht, daß Du sie gern hast und dergleichen Sachen alle mehr! wie er, Obweschalem, gesagt haben würde."

Bei dieser Erinnerung blickten die beiden Glücklichen gen Himmel und lächelten; es war ihnen, als sähen sie Onkel Markus mit dem Lächeln um den breiten Mund, der ihnen seinen Segen gäbe — und „dergleichen Dinge alle mehr!"

Die Verhandlung mit dem Bevollmächtigten des Erben führte rasch zum Ziele. Bärmann kaufte das Geschäft und führte seine Braut heim. Jochebedchen und Jeanette, die jetzt Madame Rothschild hieß, waren die „Unterführerinnen." Letztere hatte eine ganze Silbergarnitur als Einwurf und einen halben Wagen voll Melsunger Butterkuchen für die Hochzeit mitgebracht. Der gebildete Roßhändler wollte einen prächtigen Mecklenburger für das „Spinnrädchen" zum Präsent machen, aber Bärmann nahm dies nicht an. Das Geschäft blühte durch seinen Fleiß, ja der Titel eines Lotterieassessors ward dem würdigen Nachfolger des Herrn Markus bald darauf verliehen und Schlemilchen hieß nun: Frau Assessorin. Als der alte Mewes starb, verkauften sie das „Spinnrädchen", das bescheidene Paar wanderte lieber zu Fuß in die „Au", wo ihr Söhnchen in der „Affenallee" Kastanien sammelte. Sie hatten es nach dem unvergeßlichen Wohltäter Markus genannt, und es war nach dem alten Satz, daß zwei Verneinungen eine Bejahung bilden, ein schönes, blondlockiges Knäbchen geworden.

Die Frau Assessorin hat nicht nur Jochebedchen, die trotz der Standeserhöhung ihres Sohnes die Küche nie verließ, sondern auch ihren treuen Gatten überlebt.

Das Geschäft übergab sie fremden Händen, da ihr Sohn entschiedene Neigung zu klassischen Studien zeigte. Markus Bärmann, der als Student sich „Max" nannte, ist ein tüchtiger Gelehrter geworden. Er war der erste, der als Jude an eine deutsche Universität als Professor berufen wurde. Seine Mutter hat diese Ehre nicht erlebt. Sie starb wenige Wochen, bevor dieser die ganze Gemeinde mit stolzem Triumph erfüllende Ruf erfolgte.

„Schlemilchen bleibt doch Schlemilchen?" würde der alte Lewy gesagt haben, wenn er nicht schon längst gestorben wäre!

Raafs Mine.

Im Mai, wenn in der Orangerie in der „Au“ die Orangen- und Zitronenbäume auf der Terasse im Freien stehen und Hunderte von Kindern die abgefallenen weißen Blütenblättchen und die verfrühten grünen Miniaturfrüchtchen, die der Wind abgeschüttelt hat, vom Boden und von dem Erdreich der grünen hölzernen Kübel auflesen und in ihren Schnupftüchern zu einem Knoten binden, sieht man wohl täglich eine Gruppe durch das Autor über die „Mergelbahn“ hinabwandernd, so anmutend, als wäre sie aus Richters Bildern zu den „Kinderliedern“ lebendig geworden. Eine schlanke, etwas gebückte Frauengestalt in grauem Kleid, einen altmodischen weißen Schal mit kleinen Palmen über den Schultern, auf dem Kopfe ein enges schwarzes Strohhütchen, wie man sie damals trug, das die lange Nase aus dem bleichen Gesicht noch mehr hervortreten ließ, und aus dem zwei dünne, graue Schmachtlocken hervorquollen, die an den eingefallenen Wangen herabflossen, führt an beiden Händen drei Kinder von vier bis acht Jahren, schwarze Lockenköpfchen mit dunklen Augen wie die Engelsköpfchen zu Füßen der Sixtinischen Madonna. Alle drei wollen geführt sein und streiten sich neckisch und liebreich um dieses Vorrecht. Dem kleinsten, dem Mädchen, gehört die Rechte in dem schwarzen Filetthandschuh allein, in die Linke müssen sich die beiden anderen teilen. Aber wenn nun alle drei auf einen Augenblick ihr Plätzchen im Stiche lassen, weil ein verspätetes Veilchen am Rasensaum der Mergelbahn oder eine tief herabhängende Kastanienblüte

sie abgelockt hat, dann gibt es von Neuem einen Wettkampf um die liebe Hand, ein Tummeln und Lachen, ein Haschen nach dem Kleide und dem Schal der Führerin, bis diese mit Schelten und Lächeln, mit geheucheltem Zorn und verstohlenen Küssen den Frieden wieder herstellt. Der Aelteste gibt dann nach im Bewußtsein seiner Würde, er weiß zu gut, daß er ja doch das Herzblättchen ist! So wandern sie hinab bis zur Orangerie, wo sie, losgelassen, auf die Blütenjagd ausstürmen. Wer ein besonders großes Blütenblättchen gefunden hat, der trägt es im Triumph zu der Begleiterin hin, die sich an der steinernen Balustrade neben den nasenlosen marmornen Amoretten auf eine Bank niedergelassen hat und die Blicke über den „Bullen" (bowling-green), den großen, mit Marmorstatuen umsäumten Rasenplatz, schweifen läßt. Sie scheint zu träumen, die schmalen Lippen des zahnlosen Mundes bewegen sich still, die grauen Augen grüßen freundlich unsichtbare Gestalten. Da weckt ein Ruf der Kinder sie auf, sie wendet den Blick voll Mutterseligkeit der Wirklichkeit zu! Die Kinder kommen, satt des Suchens, und schütten ihre Blüten und Früchtlein in den Schoß, die sie sogleich in die Ecken des Schnupftuchs bindet. Sie huschen auf die Bank und drängen und drücken sich so dicht als möglich an sie heran und liebkosen sie und schlingen die Aermchen um ihren Arm.

„Erzählen!" ruft das eine, „ein Märchen, eine Geschichte!"

„Ein Gedicht!" ruft der Aelteste, „vom braven Mann", vom „Hannchen", die der Mutter Freude, die der Stolz des ganzen Dorfes war!"

„Nein, ein Lied!" ruft die Kleine. „Ein Lied! „In Myrtills zerfallner Hütte"," und wie ein Kanarienvögelein beginnt sie die Melodie, und die Führerin stimmt ein und die Anderen begleiten.

Wer vorübergeht, lächelt wohl. Der Gardeleutnant, dessen Pferd am Bullengrün wartet, lächelt ironisch über die „alte Jüdin", der Lehrer, der mit seinen Zöglingen durch die Orangerie in die Colettsche Schwimmschule geht,

lächelt wohlgefällig der Gruppe zu. Wer ist die Frau mit den Kindern? Eine Gouvernante? Das sind nicht Blicke und Küsse, die man bezahlt. Eine Mutter? Sie ist zu alt. Ein Großmütterchen? Sie ist zu jüngferlich. Wer ist sie denn? Es ist eben — Raafs Mine.

In der Gemeinde kennt man sie nur unter diesem Namen; ein vierzehnjähriger Gebrauch hat ihn geheiligt. Eigentlich hieß sie Minkel, was auf Hochdeutsch in Mina, in der populären Sprache unserer Stadt in Mine übersetzt wird, und war die Tochter des alten Raafs (Rabbiner). Als Raafs Mine ist sie dreien Generationen bekannt. Soll ich Euch ihre Geschichte erzählen? Es ist die alte, einfache Geschichte eines „einschichtigen Herzens".

Der „alte Raaf" hat immer so geheißen, als ob er nie jung gewesen wäre. Er trug einen langen, weißen Bart und einen dreieckigen Hut. Er ging nie aus dem Hause, außer zu seinen Funktionen bei Begräbnissen; die Trauungen vollzog er in „Benarys Schul'", die über dem Hofe in seinem Hause gelegen war. Die alte Synagoge nämlich war wegen ihrer Baufälligkeit geschlossen worden, und man hatte Betstuben errichtet, in denen die verschiedenen Fraktionen der Gemeinde je nach ihren rituellen Schattierungen ihren Gottesdienst hielten. Die Orthodoxesten fanden sich in „Benarys Schul'", einem in einem dunklen Hof gelegenen, von langjährigem Oellampendunst geschwärzten Saal, der von seinem Stifter den Namen trug. Hier wurden die Gebete in der Ursprache und in jenem fugierten Rezitativ gemurmelt und geschrieen, das den gemeingültigen Namen einer „Judenschule" geschaffen hat. Hier waltete unbeirrt der Schammes der Gemeinde (Tempelordner) Jecheskel Flesch, der Schwager des alten Raaf, und er verstand es, bei den Gebeten am lautesten zu stöhnen, wie ein Metronom mit dem Oberkörper zu schaukeln, um schriftgemäß mit allen Gebeinen den Herrn zu preisen, und bei dem Sündenbekenntnis mit den Fäusten so gewaltig auf die alte dürre Brust

zu schlagen, daß sie wie eine Sturmglocke dröhnte. In diesem Konventikel hielt der alte Raaf jeden Sabbat eine kurze Drosche (Rede) in hebräischer Sprache, einen Bibelvers oder eine Talmudsatzung scharfsinnig auslegend. Zu Hause paskente (entschied) er zweifelgequälten Hausfrauen, ob ein Huhn rein oder unrein, ein Topf brauchbar oder verwerflich sei. Auf diese Funktionen beschränkte sich seine Amtstätigkeit. Um die Glaubens- und Reformfragen, die langsam die Gemeinde zu zersplittern begannen, kümmerte sich der alte Gelehrte nicht. Er wollte den Frieden erhalten indem er jeden tun und lassen ließ, was er wollte, und wenn sein Schwager, Jecheskel Flesch, der seine rastlosen Finger durch Drehen und Kneten eines Wachskügelchens und sein rastloses Gemüt durch Aufspürung aller Gesetzesübertreter beschäftigte, mit einer neuen Denunziation herbeigeschlichen kam, so rückte der alte Raaf das schwarze Sametkäppchen auf seinem kahlen Scheitel mißmutig zur Seite und rief;

„Red' nichts, Jecheskel, ich will nichts wissen!"

„Worum nit, (Warum nicht?)" entgegnete der Wachsdreher mit seiner stereotypen Redensart, „Du wirst's noch so weit bringen, daß die ganze Gemeinde trefe (unrein) wir.

Und brummend verließ der Verfolger den friedfertigen Greis.

Aber ein anderer Dämon verließ den Friedfertigen nicht; er rumorte unabläßig im Innern seines eigenen Hauses. Die Rebzen (Frau des Raafs) war eine ihres Sokrates würdige Gattin! Obwohl sie den lieblichen Namen „Süß" führte, war sie nicht minder bitter in ihrer äußern Erscheinung als in ihrer Gemütsart. Habsüchtig und geizig, zanksüchtig und boshaft, mit den grauen Gieraugen jeden Fehltritt in der Gemeinde erspähend, mit den dürren Geierkrallen jedes Opfer zerreißend, so überfiel sie wie eine Harpye den armen Raaf, wenn er die Nahrung seines Geistes aus alten Folianten und Bibelkommentaren sog, in denen zu lernen und aus denen zu lehren seine einzige Erquickung war. Zöglinge des jüdischen

Lehrerseminars versammelten sich allabendlich um den gelehrten Meister, der ihnen mit Geist und Witz die dunklen Stellen der Bibel auszulegen, die verwickelten Probleme des Talmud durch spitzfindige Dialektik in Kreuz- und Querfragen zu lösen verstand, und jedes kluge Verständnis seiner Jünger mit einem wohlgefälligen „Zwick" in die Backe belohnte. Aber wenn nun die junge Schar mit offenem Munde und klugen Augen den Worten des gelehrten Meisters andächtig lauschte, dann polterte und klapperte Frau Süß herein und alle guten Geister des Talmuds flohen wie auf einer Himmelsleiter vor dem Dämon davon.

„Süßleb, was ist da mehr?" fragte der Rabbi. Dann schüttete sie ihr Herz aus wie einen Kübel, schob den Seminaristen keifend ihr Abendbrot zu, das sie vorsichtig mit ranzigem Gänseschmalz bestrichen hatte, schimpfte über die teure Zeit, über die knauserige Gemeinde, die vor lauter neumodischer Streichmacherei für die Rebzen nichts mehr übrig habe, tobte über beleidigende Reden, die man über sie geführt, und ward nicht müde bis zum Schluß, bis eine helle Stimme von draußen „Mutter! Mutter!" rief. Dann verzog sie sich wie ein Gewitter, das immer ferner und ferner grollt, und blauer Himmel lächelte allmählich wieder über dem alten Raaf und seinen Schülern, und die Engel des Talmuds stiegen vorsichtig wieder zu ihnen herab.

Die helle Stimme war die der Tochter Mine, die wie eine liebliche Blume neben der mütterlichen Distel stand. Sie mochte das fünfundzwanzigste Jahr wohl überschritten haben, aber sie glich einer kaum Zwanzigjährigen. Auf der schlanken, vornehmen Gestalt hob sich ein schmaler Kopf, von zwei langen schwarzen Locken auf beiden Seiten eingefaßt, welche die matte Gesichtsfarbe wie Perlmutter leuchten machten. Die grauen Augen hatten nicht den stechenden Blick der Mutter geerbt, sie waren von einer weichen Melancholie, von einer milden Resignation umschleiert. Die schmalen Lippen blieben gern geschlossen, weil die Zähne an häufigen Krankheiten

litten. Deshalb suchte Mine beim Sprechen sie möglichst zu verbergen, und wer sie nicht besser kannte, hätte sie für „affektiert" gehalten. Namentlich ihr Onkel Jecheskel Fleisch konnte ihre Sprechweise nicht vertragen.

„Mach' keine Schnütchen, Minkel", sagte er, „tu' mir den Gefallen und red' nit hochdeutsch!"

„Soll ich jüdisch reden?" fragte sie.

„Worum nit?" brummte jener und drehte heftiger sein Wachskügelchen zwischen den Fingern.

Aber Mine sprach nicht nur hochdeutsch, sie sang auch zur Guittare, die sie an einem blauen Band um die Schulter schlang. Sie sang: „An Alexis send' ich Dich", „In Myrtills zerfallner Hütte", und wenn sie besonders bei Koloratur war, sogar Tancreds: „Nach so vielen Leiden". Das klang dann auch durch die Tür hinüber zu den Schülern des alten Raafs, aber sie fürchteten diese Töne nicht, denn die Talmudengel flogen vor ihnen nicht davon; sie wurden höchstens ein bischen zerstreut vom Lauschen. Wenn Mine ins Zimmer trat, war es, als ob die Lichter heller brannten, sie hatte für jeden ein gutes Wort, steckte ihnen in die Taschen der Röcke, die im Hausflur hingen, heimlich Aepfel und Nüsse, an Purim sogar einen Boles (Krapfen), den sie vom Teig des mütterlichen Butterkuchens verstohlen abgezwackt hatte. Der alte Raaf hörte sie gerne singen; manchmal, wenn seine himmlische Geduld durch ein Konzert der Frau Süß bis auf den Grund erschöpft war, sagte er, mit dem Zeige- und Mittelfinger die Wange seiner Tochter zwickend: „Minkel, sing' mir: „Nach so vielen Leiden!"

Unter den Seminaristen befand sich einer, den sie den „schönen Henoch" nannten. Eine elternlose Waise, war er aus der Provinz in die Residenz gekommen, um zu „lernen", und aß bei den wohltätigen Familien der Gemeinde „tagweise" sein Mittagsbrot. Von schlanker, zarter Gestalt, war er auffallend durch den Glanz seiner dunklen Augen, seiner fast blauschwarzen Lockenfülle. Aus dem schön geformten Munde leuchteten perlengleiche Zähne; ein keimender Bart hauchte über die Oberlippe und über

die Wangen des siebenzehnjährigen Jünglings einen bläulichen Anflug, wie der Tau einer frischen Pflaume. Wenn er, begeistert von einem Thema, das der alte Raaf seinen Schülern stellte, zu reden begann und mit begeisterter Ekstase die Arme und die dunklen, schwärmischen Augen erhob, so glich er dem Knaben Jesus, der im Tempel predigt, wie er auf dem Bilde des italienischen Meisters in der Galerie unserer Stadt zu sehen war.

Henoch war der Liebling des alten Raaf, selbst Frau Süß konnte ihm weniger als allen anderen grollen. „Geh', Du Taschkasch!" sagte sie, indem sie ihm auf die Schultern klopfte, wenn er schmeichlerisch etwas bei der „verehrten Frau Rebzen" durchgesetzt hatte.

Aber am meisten begünstigte ihn „Fräulein Mina." Er durfte ihr Noten und Guitarresaiten holen, Romane aus der Meißnerschen Leihblibliothek austauschen, die er über Nacht behielt und durchflog, er durfte sie sogar aus dem Theater abholen, wo sie ein Achtelabonnement in einer Loge des zweiten Ranges besaß. Begleitete er sie dann über den großen Platz nach Hause, so erzählte sie ihm „das Stück" und vergoß noch nachträglich Tränen der Rührung über Romeos Mißgeschick, und Jaromirs großen Monolog. Ja, wenn es gar zu schön war, so steckte Mine bei der nächsten Wiederholung dem schönen Henoch heimlich vier Groschen zu, damit er es vom Paradies aus, selbst genießen könne! Aber darauf beschränkte sich ihr gutes Herz nicht. Sie sammelte Wäsche und Kleider, die die Söhne reicherer Familien abgelegt hatten, und verteilte sie möglichst redlich unter die Seminarschüler. Zufällig paßten die schönsten stets dem „schönen Henoch".

An einem milden Winterabende hatte er Mine wieder aus dem Theater abgeholt. Am dunkelblauen Nachthimmel strahlten die Gestirne mit seltenem Glanz, der große Platz war mit einem goldgesticktem Zelte überspannt. Mine blieb mitten auf dem Platze an der Bildsäule des Landgrafen stehen, Henoch mußte ihr die Sternbilder nennen und erklären.

„Was Sie doch alles wissen, lieber Henoch!“ sagte sie.

Henoch seufzte.

„Ach, Fräulein Mine,“ sagte er, „wüßten Sie, wie es mich betrübt, daß ich gar nichts weiß! Was nützt es, daß ich Nächte lang die Lehrbücher des Gymnasiums ohne System und Anleitung durchstudiere! Mein Herz verschmachtet vor Wissensdurst und die Quelle der Labung wird dem Armen, Verwaisten ewig verschlossen bleiben! Die Söhne der Reichen nur können auf Hochschulen, von erleuchteten Männern geleitet, durch das Labyrinth der Zweifel den Weg zur Wahrheit finden! Eine Welt des Wissens, der Erkenntnis steht ihnen offen, die wir Armen nur von weitem sehen wie Moses das gelobte Land.“

„Aber sie wollen ja doch Rabbiner werden?“ entgegnete Mine, betroffen von seiner schmerzlichen Heftigkeit, „und das lernen Sie ja bei uns!“

Henoch blieb von Neuem stehen.

„Gott verhüte“, sagte er, „daß ich verkenne, was ich Ihrem gütigen und gelehrten Vater verdanke! Er ist ein großer Schriftgelehrter, wie unsere Zeit kaum einen zweiten hat. Aber braucht unsere Zeit noch diesen Kultus des toten Buchstabens? Nein! Sie ist mit Riesenschritten über die Ameisenhaufen des talmudischen Pygmäenkrams hinweggeschritten, in denen unsere Gedanken zu wühlen verdammt sind. Ein neuer heiliger Geist flammt in jenen Gemeinden auf, die den erhabenen Gedanken des Judentums aus seinen verwitterten Formen auferstehen lassen. Prediger des reinsten Gottesglaubens, vertraut mit allen Fortschritten menschlicher Denkkraft, predigen in deutscher, allen verständlicher Sprache die geläuterten Lehren unseres Glaubens, des Urquells aller Gotteserkenntnis! In Hamburg, in Berlin, inBreslau —“

„Um Gottes willen!“ unterbrach ihn Mine, seinen Arm erschreckt loslassend, „das sind die reformierten Tempel, die von den gläubigen Juden mit dem Bann belegt sind! Henoch, wo denken Sie hin!“

Henoch lächelte.

„Das sind die Kühnsten," sagte er, „sie haben sich vielleicht zu weit gewagt! Aber blicken Sie nach Frankfurt" fuhr er fort, ihren Arm fassend, „dort in jener orthodoxen Gemeinde wirkt ein Seelsorger, der talmudische Bildung mit humanistischer vereint, und alle Fraktionen der Gemeinde verehren und bewundern ihn. — Sie wissen vielleicht nicht, liebes Fräulein Mine, daß die Universität Würzburg, zugleich eine Jeschive (Talmudschule) besitzt, und daß die, welche dort studieren, das Glück genießen, nach allen Richtungen hin ihren Geist zu bilden. O wie tausendmal fliegen meine Gedanken sehnsuchtsvoll dorthin! Und dann bauen sie Luftschlösser, einen neuen herrlichen Tempel in dieser geliebten Stadt, in dem sich die Zerstreuten dieser Gemeinde um den Prediger des reinen Gottesworts andächtig scharen! — Doch was ermüde ich sie, liebes Fräulein, mit solchen Phantasieen! Nützt es dem Wurm im Staub, wenn er den Vogel im Aether beneidet!"

Er schwieg; Mine war tief bewegt. Sie hatte daß „Stück" vergessen. Henochs Phantasien allein beschäftigten ihre Gedanken. Aber was konnte sie tun, dem Strebenden Flügel zu leihen? Am Haustor drückte sie ihm innig die Hand.

„Nicht wahr, Sie sagen keinem Menschen etwas von den törichten Wünschen, die ich Ihnen anvertraut?" sagte er.

„Sie sind nicht töricht," erwiderte sie, „und ich danke Ihnen, daß Sie mir sie anvertraut haben! "

Die ganze Nacht mußte Mine an diese törichten Wünsche denken. Das Bild des schönen Jünglings, der so sehnsüchtig nach seinen Idealen die Arme ausstreckte, verfolgte sie bis in den Traum. Sie sah ihn als Landrabbiner der Gemeinde in einem neuen phantastischen Tempel predigen, und aus der ersten Loge der Frauenschul' herab grüßte ihn stolz und glücklich ein Frauenantlitz; sie erschrak vor demselben so, daß sie erwachte. aber der Gedanke schlief nicht mehr in ihrem Herzen

ein. Ist's denn auch möglich, dachte sie, daß ein Mann mit solchen Ideen in einer jüdischen Gemeinde, wie die unserige. — — Einige Tage später kam der Onkel, Jecheskel Fleisch, aus dem Zimmer des Raafs, dem er eine neue Denuziation hinterbracht hatte. Frau Süß polterte in der Küche herum und warf einen mißgünstigen Blick auf ihn, als Mine dem Onkel ein „Schnäpschen" anbot.

„Worum nit?" antwortete dieser und trat in die Stube.

„Onkel," sagte Mine, nach einigen gleichgültigen Gesprächsphrasen, „ist's wahr, das sie in Frankfurt so einen merkwürdigen Raaf haben?

Der Alte stieß das Gläschen auf den Tisch und begann mit den Fingern heftig zu drehen.

„Merkwürdig?" rief er aus. „Merkwürdig genug, daß so eine alte Kille, wie Frankfurt, die neumodischen Schmus (Reden) mit anhört. So ein hergelaufen Jüngel, das hochdeutsch darschent (predigt)! Charbe und Busche (Schmach und Schande) für eine jüdische Kille! Sie sollen ihn nur behalten, worum nit? Aber das' sag ich Dir, Gott soll Dein' Vater noch hundert Jahr leben lassen, aber solange ich Schammes bin, kommt mir kein Hochdeutscher da herein! Es sennen (sind schon solche) die so einen Neumodischen möchten. Unser größter Auscher (Reicher) Joel Reinach wär' Posche Jesroel (Sünder) genug dazu! Dafür hat ihn Gott, gelobt sei er! auch genug gestraft und von seinen sieben Kindern sind vier hinweg gestorben. Worum nit?" Er hatte bei diesen gefälligen Worten sein Wachskügelchen wütend zu einem Faden gedreht und polterte ohne Abschiedsgruß zur Tür hinaus.

Mine hatte entsetzt die Worte gehört, die in dem Unglücke des hochgeachteten Mannes, Joel Reinach, ein Gottesgericht für dessen geläuterte Ueberzeugung verkündeten. „Das sind die Frommen!" rief sie schaudernd aus, und nun begriff sie erst recht die schmerzliche Sehnsucht ihres jungen Freundes. Aber aus dem Gewitter des Fanatikers war ein Hoffnungsstrahl in ihre Seele gefallen. Joel

Reinach, der angesehenste reichste Mann der Gemeinde, er teilte wie sie eben gehört, Henochs Gesinnung, er könnte vielleicht — doch, törichter Gedanke! Er war ja unnahbar für sie, wie für alle!

Joel Reinach war der Chef des Hauses „Gebrüder Reinach", die in ihrem großen steinernen Hause in der Entengasse ein Seidenwarengeschäft besaßen. Das Geschäft besorgten seine Brüder und Neffen; er selbst, von Krankheit und Unglück gebeugt, verließ seit Jahren nicht mehr sein Gemach. Über das Geschäft auch war eine eigentümliche melancholisch-feierliche Atmosphäre verbreitet. Die Seidenstoffe lagen in geschlossenen Mahagonischränken, selbst das Schaufenster zeigte nichts als die goldenen Buchstaben der Firma auf der riesigen Glastafel. Trat man ein, so wurde man von den Söhnen des Hauses und ihren Affiierten zeremoniell wie in einer fürstlichen Anticamera empfangen. Kein lautes Wort wurde gewechselt, die Preise der Waren waren so heilig wie religiöse Dogmen. Man verkehrte dort wie in einem Wohltätigkeitsbazar, in welchem hohe Herrschaften als Verkäufer fungieren. Allein durch die Vortrefflichkeit der Waren und die nie anzuzweifelnde Preiswürdigkeit derselben war das Reinachsche Geschäft das erste und vornehmste der Residenz.

Joel Reinach hatte keine Söhne, aber sieben Töchter, die, früh mutterlos, in regelmäßiger Reihenfolge zu wunderschönen Jungfrauen heranblühten. Doch schien ein grausames Geschick diese seltenen Mädchenblüten der Erde zu mißgönnen. Sobald eine der Reinachschen Töchter das achtzehnte Jahr erreicht hatte, bleichten ihre rosige Wangen, die üppige Gestalt verwelkte, der Wurm im Kelche nagte still und beharrlich, bis die Blume entblättert zerfiel. Vier der Töchter waren bereits ins frühe Grab gesunken, betrauert von allen, die sie kannten oder auch nur von fern ihre ideale Schönheit bewundert hatten! Von den drei letzten hatte noch keine das verhängnisvolle achtzehnte Jahr erreicht.

Im Herzen des Vaters wühlte ein Schmerz, wie ihn Job, der Dulder, nicht grausamer empfinden konnte. Doch er trug ihn mit Heldenmut! Ja mit jedem neuen Schlag dämpfte sich der Aufschrei seiner im Tiefsten getroffenen Seele und wurde nach und nach zum Verstummen in gottergebener Resignation. Angebunden an sein Marterkreuz erwartete er die neuen Pfeile des Todesengels, den tränenlosen Blick ins Unerforschliche versenkt, ohne Vorwurf, ohne Klage. Der kaum Sechzigjährige glich einem gebrochenen Greis; die hohe Gestalt gebückt, das wachsbleiche Gesicht von dünnen weißen Haaren eingerahmt, die halberloschenen Augen von einem grünen Schirm verdeckt, so saß er in seinem von grünen Vorhängen verhängten Zimmer, der Außenwelt fast unnahbar, und spann sich in den Fäden seiner Gedanken wie eine Puppe ein.

Doch in der verschlossenen Chrysalide pulste ein wunderbar schönes Leben fort. Allabendlich lasen die Mädchen abwechselnd dem Vater vor oder spielten im Nebenzimmer Klavier und Harmonium oder sangen ihm Lieder und mehrstimmige Gesänge mit ihren klaren Seraphsstimmen. Nichts blieb ihm fremd, was die Kunst geschaffen, was die Wissenschaft fortschreitend errang. Auch über die sozialen Verhältnisse im großen und kleinen ließ er sich fortwährend unterrichten; er kannte die ganze Gemeinde; allwissend und allgütig zugleich, ließ er aus seinem reichen Schoß unsichtbar über alle Dürftigen und Bedrängten seine Wohltaten ausströmen.

Das war der Mann, über den Jecheskel Flesch das göttliche Strafgericht ergehen ließ, weil er ihn für den Ersten hielt, der der Gemeinde einen erleuchteten Seelsorger gönnen würde!

Mine blickte, zu diesem einzigen Helfer für ihren Schützling empor wie zu dem Allerheiligsten, das man von ferne verehre, doch niemals betreten darf. Sie hatte ihn nie gesehen, sie malte sich sein Bild mit banger Scheu; aber es dauerte nicht lange, daß sie ihn sehen und kennen lernen sollte!

Frau Süß hatte nämlich wieder einmal mit dem Dienstmädchen gegeifert, daß die Treppe nicht gehörig gescheuert sei, und ihr gewaltsam den Besen aus der Hand gerissen. Mit diesem würdigen Attribut hatte sie selbst zu hantieren begonnen, war über den Besenstiel gestolpert und über die steinerne Wendeltreppe klappernd hinabgestürzt. Auf ihren Schrei eilten die Hausbewohner zusammen, der alte Raaf ließ seine Folianten im Stich.

„Süßleb," rief er mit tragikomischem Doppelsinn, „fall' nur nicht in Zwei (entzwei)!" Aber sie blieb ihm zum ersten Male die Antwort schuldig; das Schweigen des Todes hatte ihre Zunge gefesselt.

Mine war, mit der Guitarre um der Schulter, herbeigestürzt und ohnmächtig zusammengebrochen. Die Seminaristen trugen zwei erstarrte Körper in die Wohnung zurück.

Aus Rücksicht für den verehrten Greis hatte die ganze Gemeinde sich zum Leichenbegängnis der Rebzen eingefunden. Jecheskel bejammerte in zerrissenen Kleidern die Schwester, die er nie ausstehen konnte; der geduldige alte Raaf betrauerte still und aufrichtig die ihm zur Gewohnheit gewordene qualvolle Lebensgefährtin. Die endlosen Trauerbesuche ließ er Mine empfangen, obwohl sie nervöse Kopfschmerzen hatte und die Stirn mit einem Tuche umbunden trug; bis auf einen! Am Tage nach dem Begräbnisse nämlich ließ sich Joel Reinach in einer Sänfte hinauftragen, um den würdigen Lehrer der Gemeinde menachem owel zu sein (zu kondolieren). Es war ein Ereignis für die ganze Stadt. Mine zitterte als Joel Reinach sie zu sehen begehrte, und nahm das Tuch von der Stirn, als er ins Zimmer trat, wo sie auf einer niedern Schwelle Schiwe saß (die siebentägige Trauer). Aber als er zu ihr trat und die bleiche, magere Hand auf ihre Stirn legte, da fühlte sie nicht nur wie von magnetischer Kraft ihre Kopfschmerzen gebannt, sondern ein Gedanke zuckte in ihr wie ein Funke auf und ergoß sich mit milder Wärme bis in ihr tiefstes Herz. Keine Scheu empfand sie mehr vor dem sanften menschenfreund-

lichen Antlitz; sein leiser väterlicher Ton hatte ein unendliches Vertrauen in ihr erweckt, und als er schied, als sie unwillkürlich seine Hand an die Lippen zog, da stand ein Entschluß in ihrer Seele fest, und sie lächelte fast freudig, als Henoch eintrat, der wie ein Kind des Hauses den Leidtragenden unabläßig zur Seite stand.

„Es gibt doch kein Unglück, lieber Henoch," sagte sie, „das nicht den Keim eines Glückes in sich schlöße!"

Henoch verstand diese mysteriösen Worte nicht, aber er drückte der Freundin innigst die Hand.

Acht Tage später trat Mine in schwarzem Trauerkleide in das Haus in der Entengasse und ließ sich bei Herrn Reinach melden. Die Töchter empfingen sie liebreich. Wie stachen die drei rosigen Kinder gegen die alternde Jungfrau ab, deren Gesicht durch die Gemütsbewegungen der letzten Tage noch abgehärmter und eingefallener erschien! Sie fragten teilnehmend, was sie wünsche. Sie habe mit Herrn Joel Reinach selbst zu sprechen, antwortete sie; dabei drehte sie ein Päckchen in Seidenpapier verlegen zwischen ihren Fingern. Die Töchter schwiegen. Aber Berta, die Jüngste und Schönste, kaum Fünfzehnjährige, nickte der bange Harrenden freundlich zu, huschte in das anstoßende Gemach und kam mit freudestrahlenden Augen zurück: der Vater lasse bitten, einzutreten.

Wie klopfte Mines Herz, als sie durch die wattierte Doppeltür in das Dämmerlicht des Gemaches trat und der gebeugte Greis in eng anliegendem grauem Rock aus dem Lehnstuhl, vor dem auf einem Lesepult ein Buch aufgeschlagen lag, sich erhob und sie mit freundlicher Handbewegung zum Sitzen einlud!

„Was bringen Sie mir Gutes, liebes Fräulein?" fragte er mit flüsternder Stimme. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Verzeihen Sie," antwortete sie beklommen, „wenn ich zu Ihnen meine Zuflucht nehme; ich habe im Nachlaß meiner seligen Mutter Spitzen gefunden, alte brabanter Spitzen, und möchte Sie fragen, ob Sie mir dieselben

nicht — verwerten könnten?" Dabei wollte sie das Seidenpapier entrollen; aber die magere Hand des Greises legte sich einhaltend auf die ihrige.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden," sagte er, ihre Hand streichelnd, und obwohl dieser Artikel nicht zu unserem Geschäfte gehört, so möchte ich," fuhr er rascher fort, als er ein schmerzliches Zucken um Mines Mund bei den letzten Worten gewahrte, „so möchte ich mir die Frage erlauben, ob Sie oder Ihr verehrter Herr Vater in Verlegenheit — —"

Mine errötete vor Beschämung.

„Das nicht," stotterte sie, „Gott sei Dank, es ist nicht für uns, — ich wollte damit — —"

„Ein gutes Werk tun," half ihr Reinach nach, von Neuem ihre Hand ergreifend.

Mine atmete auf.

„So ist's!" rief sie, „ich wollte — —"

„Haben Sie kein Vertrauen zu mir?" fragte Reinach lächelnd, als sie von Neuem stockte.

„Doch, doch!" rief sie aus und eine Träne trat in ihr Auge, das groß und offen in die matten Sterne der Seinigen blickte. „Unter unseren Seminaristen ist einer, der schö—, der junge Henoch, ein besonders begabter, trefflicher Schüler meines Vaters. Sein ganzes Herz hängt daran, in Würzburg zu studieren! wo man, wie er sagt, sehr gelehrt werden soll. Er hat mir seine Ideen anvertraut, schöne herrliche Pläne, unsere Gemeinde dereinst in einem neuen, geläuterten, erhebenden Gottesdienst zu vereinen." — Reinachs Hand zuckte in der ihrigen. — „Aber er ist arm," fuhr sie fort, „er muß hier „Tage" essen, und da glaubte ich vielleicht durch den Erlös dieser Spitzen —"

Sie schwieg und blickte verlegen auf das kleine Paket. Aber Reinach hatte den grünen Schirm von den Augen zurückgeschoben und betrachtete sie lange mit liebreichem Blick.

„Da haben Sie ganz recht gehabt, liebes Kind", sagte er, mit der Hand sanft über die ihre streichelnd.

„die alten brabanter Spitzen sind viel Geld wert! Bemühen Sie sich nicht, ich brauche sie gar nicht zu sehen, um sie schätzen zu können, und ich zahle sie gewiß nicht zu teuer, wenn ich Ihnen jährlich dreihundert Reichstaler vorläufig auf drei Jahre für Ihren Schützling zur Verfügung stelle!"

„Gott segne Sie!" rief Mine aus und wollte seine Hand an die Lippen ziehen; aber die stürmische Bewegung, der jubelnde Aufschrei schienen dem Greis physisch wehe zu tun.

„Sie haben mir nicht zu danken," sagte er abwehrend. „Ueber den Preis für ihre Kostbarkeiten verfügen Sie allein, und wenn ihr Schützling dereinst sein Ziel erreicht und ein frommer, erleuchteter Lehrer in Israel sein wird — —"

„Dann wird er und die Gemeinde Sie dafür segnen!" rief Mine mit hervorquellenden Tränen.

Joel Reinach hatte sich wie erschöpft in den Sessel zurückgelehnt, mit einer freundlichen Handbewegung verabschiedete er die Ergriffene. Im Nebenzimmer wartete Berta. Mine, von ihren Gefühlen überwältigt, umarmte sie und küßte sie auf die weiße Marmorstirn.

„Ihr Vater ist ein Engel!" rief sie aus, „Gott erhalte Sie ihm!"

Wer sie über die Straße fliegen sah, der hätte ein Unglück vermutet; von dem Glück, das ihre Schritte beflügelte hatte niemand eine Ahnung, selbst der schöne Henoch nicht. Und als sie es ihm nun verkündete, als er die großen glühenden Augen tränenfeucht erst zum Himmel hob und dann auf das freudetrunkene Mädchen richtete, da war jede Rücksicht ehrerbietiger Zurückhaltung vergessen; er bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen und als sie sie zurückzog, lehnte er das Lockenhaupt an ihre Schulter und nannte sie seinen guten Engel, seine geliebte Wohltäterin, die er ewig – ewig —

Es war der seligste Augenblick, den Mine je erlebt hatte; nur noch ein seligerer war ihr vorbehalten.

Mit klopfendem Herzen teilte Henoch seinen Plan dem alten Meister mit. Dieser schüttelte erst den Kopf, dann nickte er mit wehmütigem Lächeln. Das Schütteln galt der Vergangenheit, das Nicken der Zukunft, und als Jecheskel Fleisch über den Abtrünnigen zu fluchen begann, antwortete der alte Raaf:

„Laß gut sein, er hat Recht. Hakol b'itau," das verdeutscht man in: „Alles hat seine Zeit," aber es heißt auch: „Jeder hat seine Zeit."

Henoch wollte bei Herrn Reinach persönlich seinen Dank abstatten; der alte Herr empfing ihn nicht, er entschuldigte sich mit Unwohlsein. Das Geld war an der Kasse angewiesen worden. Bis zum Herbst arbeitete der Jüngling Tag und Nacht, seine Kenntnisse in klassischen Sprachen zu ergänzen. Die Maturitätsprüfung bestand der junge Autodidakt mit glänzendem Erfolge. Dann kam die Abschiedsstunde. Mine hatte auf Befehl des Vaters ein Arbocanfes (Brustlatz mit Gebetfäden) genäht; in die vier Ecktäschchen versteckte der alte Raaf vier goldene Dukaten. Aber die Brieftasche, in welche mit Goldperlen „Souvenir" gestickt war, zeigte sie ihrem Vater nicht. Der Alte und sein Kind begleiteten Henoch bis zum Postwagen, und als er mit dem blasenden Postillon über den „Königsplatz" fuhr und Henoch mit dem Schnupftuch noch zum Fenster hinauswinkte, sagte der alte Raaf dem geliebten Jünger mit lauter Stimme Jeworechecho (Gott segne dich!) nach. Mine sagte mit aber nur im Herzen.

Aus dem Hause des Raafs war mit Henoch aller Glanz geschwunden. Die Seminaristen kamen und gingen nach wie vor. Mine bestrich ihr Brot statt mit ranzigem Schmalz mit frischer Butter; sie stopfte ihnen auch die Rocktaschen mit Nüssen voll und sammelte Kleider und Wäsche für sie, aber es war nicht mehr wie vordem; sie ließ sich von der Köchin aus dem Theater abholen, betrachtete den großen Bär mit einem Seufzer und den Orion mit einer Träne im Auge, und wenn sie einsam im Dämmerstündchen zur Guitarre sang:

„An Alexis send' ich dich," so dachte sie statt des Alexis einen anderen Namen und sandte im Geiste die Rosenbotin nach Würzburg.

Ueber ein Jahr war so vergangen. Der Todesengel hatte aufs neue an Joel Reinachs Pforte geklopft. Aber nachdem er das blühende Opfer heimgeführt hatte, klopfte er auch an das stille Stübchen des alten Raafs. Eines Morgens, als Mine den Kaffee zum Bett ihres Vaters trug, lag der Greis wie schlafend da, freundlich lächelnd, die Hände über sein altes Sidurl (Gebetbuch) gefaltet. Der Schlaf hatte ihn unvermerkt in die Arme seines Bruders gleiten lassen. Man trug ihn hinaus und begrub ihn neben Frau Süß; dort ruhen sie zum ersten Male ungestört und friedlich beisammen.

Henoch wollte auf die erste Nachricht hin zu der Freundin eilen, dem teuren Meister die letzte Ehre zu erweisen; aber Mine hatte ihn beschworen, seine Studien nicht zu unterbrechen. „Ich weiß," schrieb sie ihm, „auch ohne Ihre Gegenwart, daß Sie in dieser schmerzlichen Stunde bei uns sind. Wir wollen uns nicht in Tränen wiedersehen!" War es Zartgefühl, war es Eitelkeit, was ihr diese Worte diktierte? Arme gute Mine! Du gabst Dir selbst keine Rechenschaft darüber!

Man muß es zur Ehre der Gemeinde sagen, daß sie sich bei diesem Anlasse dankbar gegen ihren alten Seelsorger bewies. Nicht nur, daß groß und klein trauernd seiner Bahre folgte, und daß ein siebentägiges Trauergebet in allen Betstuben für ihn angeordnet war; auch der Tochter dachte die Gemeinde und setzte ihr eine Pension von vierhundert Reichstalern aus, „damit sie versorgt sei bis zu ihrer Verheiratung, oder, wenn sie ledig bleibe, bis an ihr Lebensende." — Schonungsvoll und zart, wie immer, teilte ihr ihr Oheim Jecheskel Fleisch diesen Gemeindebeschluß mit.

„Ich hoff', Minkelleb, "sagte er, „Du wirst der Kille nicht lang zur Last fallen. Denn meine Stimm' kriegt keiner, der bei uns nach Deinem Vater, oleweschalem (der

Friede sei mit ihm), Raaf werden will, wenn er Dich nicht mit in den Kauf nimmt. Worum nit?"

Bei diesen liebevollen Worten ihres einzigen Verwandten gab es ihr einen Stich durchs Herz. Sie schwieg, diesem Manne gegenüber konnte sie sich doch nicht verständlich machen. Der Gemeinde dankte sie schriftlich für den Jahrgehalt und sorgte im Stillen, wie sie damit haushalten könnte. Da wurde ihr am andern Tage ein sorgfältig versiegeltes Päckchen überbracht. Sie öffnete es und fand in einem seltsam bedruckten Bogen, wie sie nie einen gesehen, ihre Spitzen. Ein Blättchen enthielt in feinen Schriftzügen folgende Worte:

„Erlauben Sie mir, liebes, verehrtes Fräulein, Ihnen Ihr Depot dankend wieder zurückzustellen. Ich wünsche, daß Sie mit diesen Spitzen dereinst Ihr Hochzeitskleid garnieren. Joel Reinach."

Der seltsam bedruckte Bogen war eine österreichische Metallique-Obligation von fünftausend Gulden.

Ihr Hochzeitskleid! Bei diesem Worte vergaß sie das doppelt reiche Geschenk; sie wiederholte das Wort und Tränen rollten über die mageren Wangen der alten Jungfrau. War es die Sehnsucht, die jedes Mädchenherz, zumal in reiferen Jahren empfindet, die Sehnsucht zu lieben und geliebt zu sein, die Sehnsucht, ein einsames verwaistes Herz an ein anderes vertrautes zu schließen, die Sehnsucht, in der großen Kette der endlosen Menschheit nicht wie ein abgefallener Ring zu Boden zu fallen, die Sehnsucht nach der Freude und dem Leid der „Familie", nach der Seligkeit, ein Kind mit Mutterglück und Mutterssorge an die Brust zu drücken! War es ein Gedanke an den praktischen Plan Ihres Onkels, war es ein idealer Blick auf den nicht durch den Ort allein, nein auch durch Jugend und Schönheit ihr fernentrückten Freund? Was war es, was ihr bei diesem Worte heiße Tränen entlockte? Und diese Tränen, waren es Perlen der Hoffnung oder Tränen der Resignation.

Sie hatte das dreißigste Jahr überschritten, aber die schmerzlichen Erlebnisse, die ihre empfindlichen Nerven er-

schütterten, hatten ihr Aeußeres vor der Zeit altern gemacht. Noch bewahrte sie die schlanke Gestalt, die vornehme Haltung, noch ringelten sich die dunklen Haare in langen Locken an den mageren Wangen hinab, aber an Stirn und Schläfen hatte sich bereits darauf ein leichter, kaum wahrnehmbarer Herbstreif gelegt.

Dennoch schien Jecheskel Fleschs Prophezeihung in Erfüllung gehen zu wollen. War es ruchbar geworden, daß die Hand von Raafs Mine als Servitut an der zu besetzenden „Landrabbinerstelle" hafte? War es ihre Verwandtschaft mit dem eifernden Schammes oder die stille, aber allbekannte Protektion Joel Reinachs? War es die Berechnung, daß die Gemeinde, um den Jahrgehalt der Waise zu ersparen, den Bewerber um ihre Hand bevorzugen müssen? Was immer hier in die Wagschale fallen mochte, genug, alle die ledigen Rabonim (Rabbiner), die sich für die erledigte Stelle meldeten, verheiratete wies Jecheskel Flesch ohne weiteres ab, versäumten es nicht, sofort bei Raafs Mine einen Besuch zu machen, um ihre Protektion zu bitten und mit mehr oder weniger verblümten Andeutungen sich ihr zur Verfügung zu stellen. Aber wer von ihnen nach dem ersten Besuche nicht von selbst ausblieb, der erfuhr sicher bei dem zweiten eine verständliche Zurückweisung. Vergebens bemühten sich ihre Freundinnen, „ihr zuzuraten," vergebens warf ihr Oheim sein zürnendes „Worum nit" ein, Mine verbat sich jeden weiteren Besuch und erklärte ihrem Onkel weinend, sie wolle lieber auf ihren Jahrgehalt verzichten. Ebenso beharrlich hatten Joel Reinach und die jüngeren Vertreter der Gemeinde gegen die Umtriebe des fanatischen Schammes protestiert und man beschloß, die Stelle vorläufig unbesetzt zu lassen, und verschrieb für die nötigen Funktionen von Fall zu Fall einen Rabbiner aus dem benachbarten Landstädtchen.

Raafs Mine blieb fürderhin unangefochten und widmete ihre Zeit dem „Schwesternbunde" einem Verein zur Erziehung armer jüdischer Mädchen. Sie verbrachte nicht nur täglich mehrere Stunden im Vereinshause, sie

nahm auch die Begabtesten mit zu sich, unterrichtete sie in Sprachen, im Gesang, in Kunststickerei und verfertigte mit ihnen allerlei Gegenstände, auf denen Blumen aus bunten Perlen und plastische Vögel und Früchte aus geschorener Wolle prangten, die zu „Purim" in einer Lotterie zum Besten des „Schwesternbundes ausgespielt wurden. Die armen Kinder beteten sie an. Und so floß ihr Leben dahin wie ein milder, gleichförmiger grauer Tag, in den nur ein leuchtender Sonnenstrahl fiel, wenn der Briefbote mit den Worten eintrat: „Aus Würzburg!" Dann röteten sich unwillkürlich ihre bleichen Wangen und mit zitternden Händen erbrach sie die Botschaft des geliebten Freundes.

Die letzte enthielt nach vorausgeschickten Erkundigungen und persönlichen Mitteilungen die folgenden Worte:

„Sie ermahnen mich, einzige Freundin, im Hinblick auf meine Zukunft und die Ziele, die ich mir vorgesteckt, dem Glauben unserer Väter mich im Irrgarten der modernen Philosophie nicht zu entfremden! O, glauben Sie mir, Teuerste, ich bin durch diese Studien erst gläubig geworden. Wir unterschätzen, was uns eigen ist, so lange wir das Fremde nicht kennen. In dem verschlossenen wähnen wir den Schlüssel des großen Weltenrätsels versteckt, aber je tiefer wir eindringen, desto weiter entrückt uns das Ziel; die kühnsten Sturmschritte der modernen Philosophie, die geistreichsten Hypothesen der Wissenschaft führen zuletzt zu einem Punkte, wo das Wissen endet und der Glaube beginnt. Der menschliche Geist, weil er menschlich begrenzt ist, faßt eben nur das Begrenzte. Er schält den goldenen Kern des Göttlichen immer wieder aus seiner verwitterten Schale hervor, aber so oft dieser auch der Menschheit als Gemeingut überliefert wird, immer setzt sich die Schale dichter und dichter wieder um denselben, und die Religionen werden zu Kirchen. Man braucht nur durch gründliche Studien diese verschiedenen Schalen zu durchdringen, um schließlich denselben goldenen Kern zu finden, der, wie in dem Allerheiligsten des zweiten

Tempels, das Unsichtbare, das Unfaßbare ist, vor dem der Geist sich gläubig beugen muß, ob es nun die erste sich fortzeugende Zelle oder die Reiche der Erde und die Systeme des Weltalls erschuf und ihre ewigen Regeln festsetzte. Weshalb sollte ich die Schale verleugnen, die durch ihren Rost selbst mir ehrwürdiger erscheint als alle anderen? Wer auf dem Wege des Wissens zum Glauben gelangt, wird nicht nur gläubiger als der Beschränkte, er wird auch duldsamer sein. Er wird die Form nicht zu zerstören, nur zu beseelen trachten, und ich habe die Zuversicht, daß mir dies in jeder Gemeinde, auch in der unsrigen gelingen wird. Ich werde fortgeschrittene Geister finden, die mich verstehen, und Zeit und milde Rücksicht werden allmählich die Uebrigen auch zu geläuterter Erkenntnis, zu edleren Formen hinüberführen!

„Ich habe in Hanau meine erste Probepredigt gehalten; sie gefiel der Gemeinde, obwohl sie mir selbst noch unklar und schülerhaft erschien. Auf dem Wege vom Herzen zu den Lippen ging mir vieles verloren, was ich zu sammeln und festzuhalten noch nicht verstand. Aber ich habe noch ein ganzes Jahr vor mir zu gründlichen Studien und Uebungen, die mir so viel verschaffen, daß ich des Beistands meines Wohltäters nicht mehr bedarf. Erst will ich fertig sein mit mir selbst, dann sehen sie mich hoffentlich als Kandidaten für ihre Gemeinde wieder! Indessen freuen Sie sich des beglückenden Bewußtseins, einen Glücklichen geschaffen zu haben!"

Mit Freudentränen hatte Mine diese Worte gelesen und wieder gelesen. Das ersehnte Wiedersehen war auf ein Jahr hinausgeschoben, aber sie drang mit keiner Zeile mehr in ihn, sie hielt es ja für einen Beschluß der Vorsehung, daß die Gemeinde auf den Erkorenen warten müsse.

Seit dem Tode des alten Raafs war in der Gemeinde ein mächtiger Umschwung wahrnehmbar geworden. Die Pietät vor dem greisen Meister hatte die Jüngeren zurückgehalten; jetzt fühlten und äußerten sie in seltener Einstimmigkeit den Wunsch nach einer Vereinigung, nach

einer Neugestaltung des zersplitterten Gottesdienstes. Jecheskel Fleisch belegte zwar jeden, der von einem Tempelbau sprach, mit dem Bannfluch, aber den fanatischen Eiferer traf eine grausame Nemesis. Sein einziger Sohn ließ sich taufen, um die Tochter eines Pastors in Stadthagen zu heiraten. Als der Fromme, der jedes Kind verflucht hatte, das ohne Kopfbedeckung über die Straße gelaufen war, den Abfall seines Einzigen vernahm, fiel zum ersten Male das Wachskügelchen aus seinen rastlosen Fingern. Er wollte um den Verlorenen Schiwe sitzen (die siebentägige Trauer), aber er sank neben der Holzpritsche weinend zu Boden. Wut und Schmerz hatten ihm das Herz gebrochen; mit einem Fluch über seinen Sohn auf den bleichen Lippen starb er, den Tod des Gerechten!

Nun traten ungestört die jüngeren Führer der Gemeinde zusammen. Ein würdiges Gotteshaus sollte erbaut, ein erleuchteter Seelsorger berufen werden. In Joel Reinach fanden sie ihren Stützpunkt; von dem grünverhängten Stübchen gingen allen Strahlen des schönen Gedankens aus. Der gebrochene Greis, dem jetzt von seinen Kindern nur noch das letzte, die schöne Berta, zur Seite stand, betrieb mit jugendlichem Eifer, ein zweiter Esra, die Erbauung des neuen Tempels. Er zeichnete die größte Summe, die anderen schlossen sich opfermutig an. Ein Kind der Gemeinde, der Architekt Rosengarten, entwarf den Plan. Bald hob, inmitten einer schönen Gartenanlage am Ende der Stadt, sich ein mächtiges Gebäude im romanischen Stil, und eh' ein Jahr vergangen, leuchteten die vergoldeten Gesetzestafeln vom Giebel des Tempels.

Auch in das dämmerdunkle Haus Joel Reinachs war ein Lichtstrahl gedrungen. Ein junger Arzt, der bereits im Auslande zur Celebrität geworden war, hatte sich in der Residenz niedergelassen und Reinach und dessen tragisches Geschick kennen gelernt. Er unterzog die schöne Berta einer gründlichen Auskultation, er fand ihre Organe intakt. Das Treibhausleben schien ihm der Grund, weshalb die anderen frühentfalteten Blüten so schnell

verwelkten. Wenn Berta erhalten werden solle, so brauche sie Licht, Luft, Bewegung im Freien. Sie müsse schwimmen, reiten, durch die Wälder streifen, die unsere Stadt so reizend umgürten. Der Erhaltung der geliebten Einzigen wurden sofort alle Rücksichten, alle alten Gewohnheiten geopfert, und erstaunt sah man das schlank emporgeschossene Mädchen in dunklem Reitkleide mit wallendem kastanienbraunem Lockenhaar, das ein blauer Schleier wie ein Wölkchen umflog, gleich einer Märchenfee auf dem milchweißen Renner durch Felder und Wälder streifen.

Das Gotteshaus war vollendet. Ueber dem Eingangstor, im Innern der Säulenhalle, ragte in schöner Wölbung der Chor für die Sänger; die Jünglinge und Knaben der Gemeinde studierten alte Choralweisen zu den Psalmen Davids. Aus allen Bethäusern trug man die Gesetzesrollen und die silbernen und goldenen Klekodesch (Paramente) in das von bunten Säulchen umgebene Tabernakel. Kunstfertige Frauenhände stickten Vorhänge und Altardecken; Mine hatte das Brautkleid ihrer Mutter aus buntem Seidenbrokat zerschnitten und zwei „Mäntelchen" für die Thorarollen daraus gemacht. Aber noch immer fehlte der Prediger; von den mannigfachen Bewerbern hatte nicht einer genügt.

Es war im Frühling zwischen Ostern und Pfingsten, als sich die Nachricht verbreitete, Doktor Henoch werde am „großen Sabbat" seine Probepredigt halten. Mine hatte die Botschaft von ihm erhalten; sie hatte sie atemlos zu Joel Reinach getragen und war geblendet im Hausflur stehen geblieben, als ihr die schöne Amazone entgegentrat, deren Renner vor dem Haustore stampfte. Jubelnd teilte Mine ihr die Nachricht mit, die Berta fast zu überhören schien.

„Mein Vater wird erfreut sein, Sie zu sehen," sagte sie mit bezauberndem Lächeln, das ihre Perlenzähne schimmern ließ, und den hohen Stülphandschuh zurückstreifend, drückte sie ihr mit der schwellenden Alabasterhand die magere Rechte. Mit einem Blicke der Bewunderung, in die sich ein leiser Hauch von Wehmut

mischte, sah Mine der blendenden Erscheinung nach; dann stieg sie die Treppe hinauf zu Herrn Joel Reinach. Das Zimmer war unverändert, die Gestalt des Greises noch gebrochener als ehedem; aber aus seinen Augen leuchtete ein milder Freudenstrahl bei Mines Botschaft.

„Ihr Schützling ist uns herzlich willkommen, liebes Fräulein," sagte er; „gebe Gott, daß sich seine, Ihre edlen Wünsche erfüllen! Sie sind auch die meinen."

Noch eine Woche und sie sollte ihn wiedersehen! Tag und Nacht erbebte ihr Herz bei dem Gedanken! Sie dachte nur an ihn, sie betete nur für ihn; was im tiefsten Herzkämmerlein sonst noch an Wünschen und Hoffnungen lag, blieb ungesprochen, ja ungedacht. Aber war es Zufall, daß sie täglich, selbst in der Woche, ihr schwarzseidenes Sabbatkleid anzog? Daß sie unter ihren Chemisetten keine brauchbare fand und sich bei Sprinzchen Sennet, der gewandesten Modistin der Gemeinde, eine neue verfertigen und sich sogar überreden ließ, zum ersten Male seit dem Tode ihrer Eltern eine farbige Sammetschleife daran zu heften? Vergebens hatte sie die ersten Wochentage das Haus keinen Augenblick verlassen, Stunden und Minuten zählend und mit Herzklopfen vom Stickrahmen aufspringend, wenn es an die Tür pochte. Der Mittwoch war Neumondstag. Sonst pflegte sie im Institut des „Schwesternbundes" mit den Mädchen laut „halb Hallel" zu sagen (Lobgesang). Dieses Mal ließ sie sich zwei ihrer Lieblinge ins Haus kommen, um den Ersehnten ja nicht zu versäumen! Am Fenster, vor dem ein paar Hyazinthenstöckchen in die Frühlingssonne hinausdufteten, stand sie mit den beiden Kindern und betete. Die Andacht hatte ihre Seele erfüllt und für einige Augenblicke jeden andern Gedanken verscheucht. Laut sprach sie die Worte der Psalmen, in der schönen Uebersetzung Mendelssohns, die Kinder bewegten lautlos die Lippen dazu.

„Er belebt das Haus der Kinderlosen, läßt sie eine frohe Mutter werden! Hallelujah!" Diese Worte hatte

sie eben gesprochen, als eine leise Stimme hinter ihr wie ein Echo wiederholte:

„Hallelujah!"

Henoch hatte leise an die Tür gepocht, und als ihm von der im Gebet versunkenen keine Antwort ward, ebenso leise die Tür geöffnet. Er sah sie, den Rücken ihm zuwendend, am Fenster stehen zwischen den betenden Kindern. Das war die hohe, vornehme Gestalt: bis auf die Schultern fielen die bekannten dunklen Locken herab, die Stimme klang mit dem nervös vibrierenden Herzenston; ein unendliches Gefühl der Verehrung, der traulich-heimischen Erinnerung überkam ihn, eine Träne der innigsten Rührung trat in sein Auge. Stumm hatte er einige Augenblicke die Gruppe betrachtet, und als sie das „Hallelujah" sprach, hatte sich unwillkürlich ein Echo seiner bewegten Brust entrungen.

Sie wandte sich betroffen von dem Tone; das Gebetbuch entfiel ihrer Hand.

„Henoch!" stammelte sie, kaum vernehmbar.

Er stand vor ihren Augen, der heiß ersehnte, geliebte Freund! Schöner als je, im ganzen Glanze gereifter Männlichkeit. Die blauschwarzen Locken, über das Haupt zurückgestrichen, ließen die hohe, edle Denkerstirn frei, ein gekrauster, dunkler Vollbart umsäumte das Kinn und die schwellenden Lippen.

Und er erblickte das Antlitz, das seine dankbare Phantasie ihm zu einem Ideale verjüngt hatte, eingefallen und bleich, die zitternden Lippen vor Ueberraschung geöffnet. Der Freudenschreck hatte die gealterten Züge nur noch mehr entstellt! —

Wie die Hand, die nach einer Blume greift und eine Raupe zerdrückt, unwillkürlich zurückfährt, so schauderte Henoch zurück und das Wort erstarrte auf seinen Lippen.

Mine empfand, was ihn erbeben machte. Ein greller Blitz zuckte durch ihr Herz, der erleuchtet — und zugleich vernichtet.

„Meine teure Freundin!“ sprach Henoch mit bewegter Stimme und reichte ihr die Hand; eine Träne der Wehmut trat in sein Auge.

„Ich habe viel erlebt, seit wir uns nicht sahen,“ entgegnete sie, mühsam gefaßt, „aber sprechen wir nicht von dem Vergangenen. Ich danke Gott, daß ich Sie wiedersehe und unter so glücklichen Auspizien!“

Ja, gute Seele! Das Wort war ehrlich gemeint. Ein Augenblick genügte dir für den Schmerz um deine zertrümmerten Hoffnungen und du dachtest nicht mehr an dich selbst, nur an ihn, den Geliebten!

„Geht, Kinder,“ sagte sie, freundlich lächelnd, „geht artig nach Hause, den Rest von Hallel beten wir morgen zusammen. Die Kinder küßten sie und reichten dem Fremden die Hand.

„Sie sind sich gleich geblieben an Güte und Frömmigkeit,“ sprach Henoch, als die Kinder sich entfernt hatten. Im tiefsten Innern machte er sich Vorwürfe; er, der den goldenen Kern in jeder Schale zu schätzen strebte, er hatte einen Augenblick die schöne Seele seiner Freundin vergessen können! Strauchelt doch, wenn es gilt, der Beste selbst an seinen edlen Systemen! Henoch bemühte sich, den ersten Eindruck zu bemeistern. Er faßte ihre Hand, er fragte mit dringender Heftigkeit nach allem, was sie betraf; aber sie wich ihm aus.

„Sprechen wir von wichtigeren Dingen,“ sagte sie und zog ihn zum Fenster hin. War es, weil das Alleinsein mit ihm ihr zum ersten Mal beklemmend schien, war es, weil ihr gepreßtes Herz sich nach frischer Luft sehnte, sie öffnete das Fenster und bot ihm den Stuhl am Fenstertritt vor ihrem Arbeitstische an. Der Duft der Hyazinthen strömte herein. Und nun berichtete sie ihm alles, was seitdem in der Gemeinde vorgegangen, welch' neuer Geist sie beseele, wie seinen idealen Plänen vorgearbeitet sei, zumal durch den edlen Joel Reinach, wie das prächtige Gotteshaus auf ihn warte, der es zu beleben und zu beseelen bestimmt sei. Sie nannte ihm die Namen der jüngeren Gemeindevorstände, in denen er eine Stütze

finden würde; so umsichtig war alles vorausbedacht, so sorglich legte sie ihm alles ans Herz, daß er gerührt ihre Hand ergriff — und sie hielt sie ruhig, wie eine Mutter die Hand ihres Sohnes. Aber je ruhiger sie ihm enthüllte, wie all' ihr Dichten und Trachten nur auf seinen Erfolg gerichtet war, um so inniger fühlte er sich dem edlen Mädchen verpflichtet. Der erste Eindruck war vergessen, der goldene Kern leuchtete so rein, daß ein Gefühl dankbarster Freundschaft sein ganzes Herz durchschwärmte.

„Ist nicht alles, was ich bin und werde, Ihr Werk, geliebte Freundin?" begann er eben mit erregter Stimme. Da schlug an sein Ohr der in der Stadt so selten gehörte Klang von Rosseshufen, die an das Pflaster schlugen, er beugte das Haupt unwillkürlich zum Fenster hinaus, eine Märchenfee mit wallendem blauem Schleier flog auf weißem Renner vorbei und warf einen Blick, einen Gruß mit der Hand zu dem bekannten Fenster hinauf. „Wer ist —" stammelte Henoch.

„Berta Reinach," antwortete ruhig seine Freundin. Und nun erzählte sie ihm von der schönen Jungfrau, die glücklich das achtzehnte Jahr überschritten habe, seitdem sie in frischer Luft sich tummle und reite, von der zarten Weiblichkeit, mit der sie den Vater tröste und pflege, und pries den Allgütigen, der dem edlen Greis dies letzte, seltene Kind in seiner Gnade erhalte! „Sie müssen vor allem Herrn Reinach aufsuchen, und das heute noch, lieber Freund," schloß sie und nötigte ihn fast, Abschied zu nehmen. Träumerisch versprach er ihr, es zu tun, und sie begleitete ihn mit stillem Händedruck. Als sie ins Zimmer zurückkehrte, fiel unwillkürlich ihr Blick in den Spiegel, der zwischen den beiden Fenstern hing. Sie nickte mehrmals mit dem Kopfe, als wollte sie das Bild begrüßen und beurteilen, wie er es getan; dann hob sie die Tfille (Gebetbuch) auf, die ihr entfallen war, drückte nach altem Ritus einen Kuß auf das beleidigte Buch und sagte still ihr „Hallel" weiter. Bei den Worten: „Seele, kehre nun zu deiner Ruhe ein, denn der Herr hat dich

erlöst," drückte sie das Buch an die Brust; dann betete sie ruhig bis zu Ende.

In dem dämmertrüben Stübchen Joel Reinachs waren trotz des Maitages die Fenster und die grünen Vorhänge geschlossen; aber es fiel doch ein Sonnenstrahl hinein, es zog doch wie ein Frühlingshauch durch dasselbe, als der junge Gottesgelehrte dem welken begeistert seine schwungvollen Ideen mitteilte. Joel spiegelte sich in den geläuterten Gedanken des Jünglings mit väterlichem Wohlbehagen; eine leichte Röte flog über seine bleichen Wangen, war es die Freude, die den ungewohnten Weg aus seinem Herzen zu seinem Antlitz wiederfand, oder nur der Abglanz des Feuers, das aus Henochs jugendlichen Zügen strahlte?

„Das ist alles schön und groß," sagte Reinach und legte ihm die zitternde Mumienhand liebkosend auf die Schulter, „aber fürchten Sie nicht, lieber junger Freund, daß für Ihre Alexandergedanken das Reich dieser Gemeinde zu klein sei? Ist nicht das Kleinstädtische gerade der größte Feind jeder großen Idee?

„Ich fürchte es nicht," entgegnete jener mit freudigem Selbstvertrauen. „Ich bin ein Kind dieser Gemeinde, ein Adoptivkind nur, aber ich danke ihrem väterlichen Schutz meine Erziehung. Weil ich sie liebe, bin ich gewiß, mir ihre Liebe zu erwerben. Ich will kein stürmender Reformator sein; schonend und rücksichtsvoll will ich sie mir erst mit dem Herzen erobern; dann fügt sich die Bildung der Geister wohl von selbst. Glich doch bisher diese Gemeinde in ihrer Zersplitterung jenen zerstreuten Resten Judahs, die nach der Zerstörung des ersten Tempels je nach dem Ort, wohin sie sich geflüchtet, jeder auf seine Weise seinen Gott verehrte. Aber Sie haben ihnen wie Esra einen neuen gemeinsamen Tempel erbaut; glücklich preise ich den, der als Nehemia an Ihrer Seite zu wirken und zu lehren berufen ist!"

Der Greis lächelte und hob den Zeigefinger wie drohend gegen den jungen Schwärmer.

„Wissen Sie auch," sagte er, „daß eben diese beiden das Judentum in jene Formen gossen, die man heutzutage statt ihres Inhalts verehrt?"

„Gewiß," erwiderte Henoch ruhig, „und ich verehre diese Formen selbst, weil sie uns den Inhalt durch Jahrtausende erhalten haben."

„Und Sie werden sich Ihnen fügen?"

„Das werde ich!"

„Gegen Ihre innere Ueberzeugung?"

„Es ist meine innere Ueberzeugung," entgegnete der junge Prediger, „daß der Seelsorger einer Gemeinde ihr Mikrokosmos ist. Er darf die Verletzung der Formen bei einzelnen dulden, aber er darf selbst sie nicht verletzen. Es ist kein Opfer der Ueberzeugung, nur ein Opfer der Bequemlichkeit, das ich mir freudig auferlegen würde. Nicht zertrümmern würde ich die Reliquien, die kindliche Beschränktheit für heilig hält, aber von dieser kindlichen Beschränktheit würde ich die meiner Seelsorge Befohlenen, zu erlösen trachten. Es wird die Zeit kommen, wo der goldene Kern des reinen Gottesglaubens wie ein Blüte aus der geschlossenen Knospenschale steigt; ich werde sie nicht mehr erleben, aber ich werde ihr entgegengehen und die Meinen ihr zuführen!"

Durch Reinachs Gesicht zuckte es schmerzlich bei dieser Mahnung an die Vergänglichkeit. Der schwergetroffene welke Greis warf einen wehmütigen Blick auf den blühenden Jüngling; wie eine Ahnung schauerte es durch seine Seele. Er lehnte sich erschöpft in den Sorgenstuhl zurück und streckte ihm die Hand entgegen wie zum Abschiede. Henoch verstand ihn und erhob sich. Er hatte nie ein Wort des Dankes an seinen Wohltäter richten dürfen, jetzt im Dämmerdunkel des Zimmers beugte er sich, wie nach seinem Hut greifend, auf die welke Hand hinab und drückte seine Lippen leise auf dieselbe. Reinach zog sie betroffen zurück, da öffnete sich die Tür, Berta trat ein, einen silbernen Armleuchter tragend, dessen Flammen von grünen Schirmen nach einer Seite gedeckt waren. Das zurückgeworfene Licht fiel auf das blendende Antlitz und umwob es wie mit

einem Heiligenschein. In dem schlichten weißen Kleid, das bis zum Hals geschlossen war und auf das die offenen braunen Locken in reicher Fülle herabwallten, schien die schöne Amazone in eine himmlische Erscheinung verwandelt zu sein. Henoch starrte sie an wie ein Traumbild, seine Sinne verwirrten sich, zum Gehen wie zum Bleiben fehlte ihm die Fassung.

„Meine Tochter Berta!" sagte Reinach auf sie hindeutend.

„Wir haben uns heute schon gesehen," sagte das Mädchen lächelnd.

Henoch fand kein Wort der Begrüßung. Sie hatte den Armleuchter niedergestellt, bei einer zufälligen Wendung desselben fiel das Licht auf die bleichen Züge des Greises. Sie erschrak; unbekümmert um den Fremden flog sie zu dem Sessel, mit süßem Schmeichelton fragte sie, ob er sich unwohl fühle, und als er es verneinte, kniete sie vor ihm nieder und umschlang mit beiden Armen seine Kniee, und er faltete die welken Hände über ihrer Lockenfülle. So blüht eine duftige Waldlilie am Fuß eines vom Blitze zersplitterten und entblätterten Stammes.

Der junge Geistliche betrachtete sie stumm; dann verneigte er sich und verschwand. Als er in das erleuchtete Nebenzimmer trat, hielt er die Hand vor die Augen; er wollte nicht, daß das traumhafte Bild in seiner Seele vor dem Lichte zerrinne. Aber schon hatte sich die Tür hinter ihm geöffnet, Berta war ihm gefolgt.

„Mein Vater sendet Ihnen noch die besten Wünsche zu Ihrer Probepredigt, und auch ich schließe mich diesen herzlichst an!" So sprach sie mit der jugendlich melodischen Stimme und reichte ihm errötend die Hand. Henoch wußte nicht, was er tat, als er sie unwillkürlich an die Lippen zog.

Er hatte seiner Freundin versprochen, ihr über die Unterredung mit Reinach zu berichten; aber er stürmte in die Frühlingsnacht hinaus, hinab in die „Au," wo der Flieder und der Hollunder dufteten, und weiter durch

die einsamen Kastanienalleen, bis wo die Fulda ihre Wellen rollt. Hier endlich glätteten sich die Wogen seines Gemütes, seine große Aufgabe trat vor seine Seele, er sann über den Spruch, über den er predigen wollte. „Und hätte ich tausend Engelszungen, und hätte die Liebe nicht," flüsterte er, — aber er besann sich, daß der Spruch des Apostels nicht passend sei, und er wählte einen andern.

Und der entscheidende „große Sabbat" kam, der Tempel war in allen Räumen gefüllt. Als die Thorarollen in den Brokatmäntelchen der seligen Rebzen wieder „eingehoben" waren und vom Chor herab ein vielstimmiges Hallelujah erklungen war, trat der junge Prediger auf die links vom Tabernakel erhöhte Kanzel hinan. Eine lange schwarze Toga umhüllte die schlanke Gestalt, ein schwarzes Baret, wie das der griechischen Popen, krönte das noch schwärzere Lockenhaar, die innere Erregung hatte alles Blut aus seinem Gesichte gebannt und als er die großen dunklen Augen innig und seelenvoll zum Himmel erhob, da glich er nicht mehr, wie einst dem predigenden Jesusknaben, sondern dem verklärten Propheten, der seinen Jüngern die Bergpredigt verkündet.

Nach einem kurzen Gebet, das, mit leise vibrierender Stimme begonnen, immer inbrünstiger, wie auf Flügeln sich zum Himmel hob, sammelte sich der Prediger einen Augenblick, um auf seinen Text überzugehen. Er hatte die Worte Meleachis gewählt:

„Haben wir nicht alle einen Vater? Hat nicht ein Gott uns alle geschaffen? Warum sollen wir einer den andern verfolgen und den Bund unserer Väter entweihen?" Von diesem Mittelpunkt ausgehend, beschrieb sein klarer Geist immer größere Kreise, die Familie, die sich einträchtlich um den gemeinsamen Vater, die Gemeinde, die sich um das gemeinsame Heiligtum, die Nationen die sich um den gemeinsamen Herrscher, die Völker der Erde, die sich um den gemeinsamen Weltenlenker, die Erde selbst und die unendlichen Weltsysteme, die sich um den gemeinsamen Schöpfer harmonisch scharen, getrennt und zu-

sammengehalten durch die unergründliche Kraft seiner Liebe! Mit der Menschheit sei der Gottesbund geschlossen und seine heiligen, urewigen Rechte habe der Schöpfer all' seinen Erschaffenen verbürgt; wer lieblos den andern verfolge, entweihe den Bund, auf den die Welt gegründet sei. Die Tage des Messias, die Propheten verkünden, trügen als Wahrzeichen die Verheißung; dann werden alle Völker erkennen: Es gibt nur einen Gott und sein Name ist: der Einzige!

Und diesen Gedanken führte er aus, ohne Predigerton, ohne Komödiantenpathos, in Tönen des Herzens, die jedes Herz erschütterten und rührten, und wie er nun als Mittel zur Erreichung dieses höchsten Ziels die Milde, die Duldung, die Liebe pries, die Liebe im Menschenherzen als Fortpflanzung des göttlichen Schöpfungsgedankens, wie seine Worte zu Tränen, seine Tränen zu Flammen des heiligen Geistes wurden, da wob durch den ganzen Raum ein Hauch der Begeisterung, ein unnennbarer Liebesdrang schloß alle Herzen auf, ein jeder hätte den andern gern, am liebsten den Redner, an das schwellende Herz gedrückt. Die Bänke des Saales glichen von dem stillen Beifallssummen und Nicken der Männer einem bewegten Erlengebüsch, die Logen der Frauenschule von dem Wehen der Schnupftücher einem bewimpelten Schiff. Ein bleiches, von Tränen genetztes Antlitz bog sich, von Freude verklärt, über die Galerie hinab und ein blühendes verbarg sein Erröten in die Blätter des Gebetbuchs.

Mit einem kurzen Segensspruch hatte er geendet. Ein hundertstimmiges Amen scholl vom Chor herab. Als der Gottesdienst geendet, umdrängte die ganze Gemeinde glückwünschend den Glücklichen. Auf der Stiege der Frauenschul' begegneten sich Berta und Mine. Wie damals Mine, überwältigt von ihrem Glück, die schöne Berta umarmt und geküßt hatte, so umschlang jetzt Berta die Freundin und drückte einen glühenden Kuß auf Mines bleiche Wangen.

Die eine Stunde hatte über Henochs Zukunft entschieden. Einstimmig beantragte die Gemeinde seine Er-

nennung zum „Landrabbiner" in der Stadt, in welcher er vor Jahren „Tage" gegessen hatte.

Sein erster Gang war zu seiner Freundin. Sie empfing ihn, glücklicher noch als der Glückliche. Was er erstrebt hatte, er hatte es erreicht, nicht für sie, aber durch sie. Das genügte der edlen Seele!

Und nun begann ein rastloses, fröhliches Wirken. Der Organisation des Gottesdienstes wie des Schulunterrichts wurde gleiche Sorgfalt gewidmet. Die ganze Gemeinde stand begeistert und werktätig dem neuen Seelsorger zur Seite; die Jüngeren entflammten seine erleuchteten Ideen. Den Aelteren imponierte seine Talmudkenntnisse und die Rücksichten, die er selbst den rituellen Satzungen trug. Mit Joel Reinach konferierte er täglich, der Greis verjüngte sich förmlich im Verkehr mit dem Jugendlichen. Berta nahm an allem teil; andächtig und entzückt hingen ihre schönen Augen an den Lippen des begeisterten Redners. Sie brauchte des Ritts im Freien nicht mehr; sie blühte frischer und glücklicher auf, wenn sie neben dem Vater und dem Freunde saß, der stillschweigend ein Glied der Familie, ja das belebende Prinzip derselben geworden war. Und er selbst, wie ersehnte er diese Stunden des Wiedersehens! Lächelnd blickte der Greis auf diesen stillen Seelenbund, es erschien ihm wie ein Walten der Vorsehung, daß die ihm von Gott Geschenkte dem gottgeweihten Manne sich zuneige, dem Manne, den auch sein Herz mit väterlicher Liebe umschloß. Aber er zagte, mit vorschneller Hand die Knospe dieser Neigung zu berühren, bevor sie sich allmählich entfaltet. Und doch bangte ihm vor dieser Entfaltung. Nicht als ob er sein einziges Kind zu gut für den Armen, Heimatlosen hielt; nein, wenn dieser nicht aus bescheidener Zurückhaltung schwieg, sondern aus Furcht vor der zarten, verwelklichen Blüte? Wenn dieser anderweitig gebunden wäre? Und hier tauchte vor dem geistigen Auge des Greises das Bild des Mädchens auf, die einst so rührend für ihren Schützling bei ihm gebeten hatte. Durfte er die Neigung des ahnungslosen Kindes bis zur Leiden-

schaft gedeihen lassen? Sollte er Henochs stumme Lippen gewaltsam entsiegeln? Mit diesen Zweifeln quälte sich der edle Greis.

Und auch Bertas klarer Seelenspiegel ward allmählich von zitternden Wellen getrübt. Ihr Herz pochte laut der Stunde entgegen, in der Henoch zu kommen pflegte; säumte er, so durchschwirrten ängstliche Gedanken ihren Sinn, ihre Wangen erbleichten, unruhig irrte sie hin und her; und erschien er, so strömte all' ihr Blut vom Herzen in die Schläfe, und sie eilte, ihr glühendes Gesicht im Dämmerlichte des väterlichen Zimmers zu verbergen. Dort lauschte sie seinen Worten, ruhig, befriedigt; die Erde hatte keinen Wunsch mehr für sie. Aber wenn er schied, welches Bangen! Ihre Seele, die sonst nur um ihren Vater kreist, hatte ihren Rhythmus, ihr Gleichgewicht verloren! Sie fand nur den Namen noch nicht für diese „schwebende Pein."

Aber noch stürmischer wogten die Empfindungen in Henochs Herzen. Der erste Eindruck, den die blendende Amazone auf ihn gemacht hatte, war ein verblüffender gewesen; wie ein Blitz hatte ihn ihre Schönheit getroffen, fast verwundet. Als er sie in ihrem stillen häuslichen Wirken am Sorgenstuhl ihres Vaters wiederfand, da verklärte sich ihre Erscheinung, wie ein Marmorbild im Mondlichte sich harmonisch beseelt! Und wie die zarte, durch ein Wunder erhaltene Blüte sich ihm zuneigte, wie ihr Duft ihn berauschte, ihm zur süßen Gewohnheit, zum Bedürfnis des Lebens ward, da erschrack er plötzlich vor dem traumhaften, ihm unerreichbar dünkenden Glück! Durfte er den Blick erheben, die Hand ausstrecken, es zu fassen? War es nicht Pflicht, seinem berückenden Glanze aus dem Wege zu gehen? Er versuchte es — vergebens! An der Schwelle des Hauses umkehrend, irrte er durch die Straßen, um schließlich doch wieder in ihren Lichtkreis einzuziehen; mühsam die Blicke von ihr abwendend und die ganze Seele in ernste Gespräche mit dem Vater versenkend, fühlte er doch, wie Blick und Seele an magischen Banden zu ihr zurückflogen. Oft drängte es ihn, sein

ganzes Herz der einzigen Freundin Mine anzuvertrauen, aber gerade ihr gegenüber schloß er sein Geheimnis nur noch fester an sich.

So quälten und folterten sich drei edle Seelen, die dasselbe fühlten, dasselbe wollten, und suchten vergeblich nach dem erlösenden Wort! Wird es kein guter Genius auf ihre Lippen legen? O doch!

Es war ein Spätsommertag, Sommerfäden flogen durch die Luft, die Tage wurden merklich kürzer. Mine hatte ihr Theaterbillet, es war die einzige Zerstreuung, die sie sich gönnte. Sie wollte eben den Weg zum Schauspielhause einschlagen, als ihr Henoch begegnete. Sie las die Aufregung seines Gemüts aus seinen Blicken.

„Ich wollte zu Ihnen, teure Freudin."

„Kehren wir um," sagte sie, „die Zeiten sind vorbei, wo mich das Theater fesselte; ich besuche es nur aus Gewohnheit. Kehren wir um und plaudern wir lieber!"

„„Nein!" erwiderte Henoch, heftig mit sich kämpfend, „träumen wir uns lieber in jene Zeiten zurück! Erlauben Sie mir, daß ich Sie begleite wie ehedem!"

Sie gingen schweigend über den großen Platz, auf dem er ihr einst die Sternbilder erklärt, aber unvermerkt lenkte sie vom Schauspielhause ab und bog in die schon einsame Straße ein, deren Häuser auf einer Seite der „Au" zugewandt sind, während auf der andern Seite schattige Gebüsche mit traulichen Wegen die Vermittelung zu jenem herrlichen Garten bilden. Es war einsam und still, nur die Vögel zwitscherten drunten im Gehölze ihr Abendlied. Mine ergriff seine Hand.

„Sie sprachen von ehedem," sagte sie. „Damals vertrauten Sie mir all' Ihre Gedanken; warum sind Sie jetzt verschlossener gegen Ihre Freundin? Hat Ihr Glück Sie so geizig gemacht?"

„Mein Glück," rief er aus, „das ich nur Ihnen verdanke!"

„Nein, ein anderes, höheres hat Ihnen die Vorsehung gewährt," erwiderte sie, „und es fehlt Ihnen nur der Mut, es ganz zu erfassen. Sprechen Sie nicht," fuhr

sie lächelnd fort. „ich weiß es ja. Sie lieben Berta und Berta liebt sie auch. Sie selbst hat es mir gesagt in jenem Kuß, den sie auf meine Wangen drückte, als Sie im Tempel alle Herzen gerührt und erhoben; ich ahnte damals schon dies unverhoffte Glück und pries Gott, der es Ihnen vorbehalten. Und warum beängstigt es Sie?" fuhr sie fort, als Henoch, keines Wortes mächtig, ihre Hand an sein laut klopfendes Herz preßte, „zweifeln Sie an der Gesinnung des edelsten Vaters oder zweifeln Sie an Ihrem eigenen Wert? Oder zittern Sie vielleicht vor dem grausamen Schicksal, das Bertas Schwester getroffen? Nein, Sie ist gekräftigt, gefeit durch die wunderbare Kraft der Liebe, und wäre sie Ihnen auch nur für eine Spanne Zeit geliehen, diese Spanne wäre eines ganzen Lebens wert!"

„Und das sagen sie mir!" rief Henoch überwältigt aus und eine Träne der Bewunderung trat in sein Auge.

„Muß ich nicht," entgegnete sie lächelnd, „da Sie keine Mutter haben, die Ihnen sagen kann: sei mutig und getrost! Gott hat euch für einander geschaffen und wird zur rechten Zeit seinen Boten senden, der euch zusammenführt! Und nun leben Sie wohl!" schloß sie, sich rasch losreißend, um ihre eigene Bewegung zu verbergen, und eilte hinweg, dem Theater zu; doch an der Ecke der Straße blieb sie stehen. Sie spähte, ob Henoch ihr folge. Als sie bemerkte, wie er noch immer tiefbewegt in den Abendhimmel blickte, als erflehte er den von ihr verheißenen Boten, da leuchtete ein rascher Entschluß aus ihren feuchten grauen Augen und mit fliegenden Schritten eilte sie über den Platz zum Hause Joel Reinachs.

Nicht scheu und zitternd wie das erste Mal, als sie dort eingetreten, nein, freudig entschlossen begehrte sie Herrn Reinach zu sehen. Berta begrüßte sie, unruhig und besorgt um den säumigen Freund. Mine beruhigte sie lächelnd:

„Sie werden ihn heute noch sehen," sagte sie, und während das schöne Kind des Ersehnten harrte, trat sie in das Zimmer des Greises, der sie freundlich willkommen hieß.

„Was bringen Sie mir Gutes?" fragte er wieder und lud sie zum Sitzen ein. Aber sie stand vor dem Greis, aufgerichtet wie eine Gottgesandte.

„Das Beste auf Erden," rief sie aus, „das Glück Ihres Kindes! Berta liebt und ist geliebt!" Reinach erschrack vor dem heftigen Eingriff in das Heiligtum seiner Familie und trat einen Schritt zurück, aber sie faßte seine Hand und hielt sie in ihren gefalteten Händen. „O zürnen Sie mir nicht," rief sie aus, „ich weiß, was ich wage, aber es gilt das Glück derer, die uns am teuersten sind! Sehen Sie doch selbst, wie diese beiden liebenden Seelen sich in der Qual der Ungewißheit verzehren! Sehen Sie doch, wie Ihre Tochter in diesem neuen Lebenselement sich blühend entfaltet! Wo könnten Sie sie geborgener wissen, als an dem Herzen dieses edelsten Mannes! An dieser Stelle gewährten Sie mir einst, was er nie zu hoffen wagte; o gewähren Sie mir heute das, was er selbst zu begehren nicht wagen darf! Sprechen Sie selbst das erlösende Wort! Kann der Großmütigste der Menschen mir eine Stunde zeigen, die unsere Geliebten und uns selbst beglückt?!"

Tränen glänzten in ihren Augen. Tränen rollten über die Wangen des Greises. Er legte seine Hand wie zum Segen auf ihr Haupt:

„Nennen Sie mich nicht großmütig!" flüsterte er, „Sie haben mich beschämt und gedemütigt," und er zog ihr Haupt an seine Brust und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Wie von einem himmlischen Weihekuß berührt, erzitterte Mine, die Schönheit ihrer Seele verklärte ihr bleiches Gesicht.

Leise hatte sich die Tür geöffnet, Berta und Henoch betrachteten staunend die Gruppe. Reinach blickte auf.

„Meine Kinder!“ rief er und streckte beiden die Arme entgegen. Berta flog auf ihn zu und verbarg das erglühende Gesicht am Herzen des Vaters. Henoch stand wie erstarrt vor seinem Glück. Der Greis winkte ihm und ergriff seine Hand und Bertas, aber er besann sich plötzlich und indem er Mine heranzog, sprach er liebevoll lächelnd:

„Nur aus dieser Hand dürfen Sie sie empfangen!“

Und als nun Henoch glückestrunken den Greis und die Freundin und dann erst die Geliebte umschlang, da klang kein Wort von Menschenlippen durch die heilige Stille des Dämmerstübchen, aber der Geist der ewigen Liebe wob durch den irdischen Raum seine himmlischen Harmonien.

Im Herbste ward die Hochzeit gefeiert. In Joel Reinachs Zimmer traute ein geistesverwandter Freund Henochs das glückselige Paar. Mine war die einzige Zeugin. Herr Reinach hatte ihr einen kostbaren Seidenstoff zum Festkleide gesandt. Als die Feier beendet war und das junge Paar sich in das neue Haus begab, das die Gemeinde ihm neben dem Tempel erbaut hatte, begleitete Mine sie bis zur Schwelle und umarmte sie mit mütterlichem Segen. Dann kehrte sie in ihr Stübchen ein, zertrennte das neue Seidenkeid, heftete die Blätter zu einer Decke über die Predigerkanzel zusammen und umsäumte sie mit den brabanter Spitzen, die ihr Joel Reinach zurückgesandt hatte — für ihr Brautkleid!

Die schöne Berta verbarg auf Wunsch ihres Gatten ihre reichen Locken vorschriftsmäßig unter ein weißes Häubchen, das wie ein Heiligenschein ihr Gesicht umrahmte. Das Glück hatte sie verklärt, aber verklärter noch sah Mine auf das verklärte Paar, zu dem sie fortan unzertrennlich gehörte. Drei liebliche Kinder legten sie auf die Knie des Großvaters; Hiob sah neues Leben aus den Ruinen blühen. Ruhig schloß er die müden Augen, er wußte seine Berta im Schutz eines edles Gatten, einer liebevollen Mutter!

So wäre alles schön und glücklich gewesen, hätte nicht die Feindin des Schönen und Glücklichen, die giftige Cholera, zu jener Zeit ihren Verwüstungszug durch Deutschland gelenkt. Grimmig wütete sie in der Gemeinde, rastlos stand der edle Seelsorger den Kranken und den Sterbenden zur Seite. Aber das „Los" des Schönen auf der Erde fiel auch ihm, das tötliche Gift war in seine Adern geschlichen. Ein kurzes, schmerzliches Ringen und die leuchtenden Sterne seiner Augen versanken am Horizont unserer Erde, seine geflügelte Seele flog dem Urquell der Liebe zu. Mine stand an seinem Lager in stummer Verzweifelung neben Berta, die ihr Haupt an dem erstarrten Herzen des Gatten barg. Sie hatte nur ein Gebet: sie flehte den Todesengel an, auch sie zu küssen; aber dieser zog der verwelkten Blume die blühende vor und küßte Bertas jugendschwellende Lippen. An einem Tage wurden Henoch und Berta bestattet.

Als Mine davontragen sah, was sie auf Erden geliebt hatte, da fragte ihr gebrochener Blick die ewige Vorsehung: „Was soll ich noch hier?" Da tönten die Stimmen der Kinder an ihr Ohr, die harmlos im Nebenzimmer spielten und kicherten. Sie hat die Antwort der Vorsehung verstanden. Sie ward die Mutter der Waisen, die unter ihrer Sorgfalt blühend heranwuchsen; der Aelteste hatte seines Vaters dunkle Locken und dessen großes tiefes Auge, das Jüngste, kaum zweijährige, glich an Engelsschönheit ihrer Mutter. In der Sorge für die geliebten Kleinen fand Mine ihre Jugend wieder. Sie spielte mit ihnen, sie erzählte ihnen Märchen, sie sang ihnen „An Alexis" und „In Myrtills zerfallener Hütte"! Und wenn die Kinder in der Orangerie Blüten sammelten und Mines Augen über die weite Grasfläche des „Bullengrün" dahinschweiften, dann grüßte sie im Geiste die lieben Verklärten, die dankbar segnend auf die Hüterin ihrer Kinder herablächelten!

Als diese heranwuchsen, erzog sie Mine im Geiste des Vaters, im Kultus der heiligen Erinnerung an die Verklärten. Sie sah, eine Greisin, die geliebten Dre-

versorgt und als sie die Augen schloß, umgaben sie drei weinende Kinder.

Man wollte sie neben ihren Eltern, dem alten Raaf und Frau Süß, begraben; aber es war kein Raum für sie da; die Toten drängten sich wie die Lebenden. Da fand sich zufällig ein Plätzchen just neben Henoch und Berta. Dort ruht Raafs Mine!

Jephthas Tochter.

Ungefähr drei Wegstunden von der Residenz gegen Süden liegen zwei Dörfer, deren Grenzen zusammenstoßen; der Düngerhaufen zwischen zwei niederen Lehmhütten ist das Ende des einen wie der Anfang des andern. Sie hießen Hof und Breitenbach und sind größtenteils von jüdischen Hausierern und Schnorrern bewohnt. In einer magern Ebene gelegen, sehen sie von weitem wie ein Lehmhaufen aus, ein Bild der Armut und Entsagung. Unter grauen Stroh- und Schindeldächern verkriechen sich die Häuschen, die gesprungenen Fensterscheiben sind mit Papier verklebt oder mit einem schmutzigen Lappen statt des Vorhangs verhängt; nur ein einziges Haus ragt um ein Stockwerk über das Erdgeschoß hinaus, es gehört Wolf Breitenbach, dem reichsten unter den Armen.

Wer unter der Woche die lange, ungepflasterte Straße durchschreitet, an deren beiden Seiten die vereinzelten Hütten durch ärmliche Höfe und Grasgärtchen verbunden sind, die ein vermoderndes Holzgitter abgrenzt, der glaubt wohl durch die Gräberstraße von Pompeji zu wandeln. Er sieht keinen Menschen, er hört nicht das Brüllen einer Kuh oder das Wiehern eines Pferdes; solche Vierfüßler besitzt man nicht in Hof und Breitenbach, die Männer sind auf der Wanderschaft, die Frauen schließen sich in die Hütte ein, höchstens ein paar schwarze, ungekämmte Kinder waten barfuß durch die Pfützen den watschelnden Gänsen nach. Aber am Freitag abend,

wenn es dunkelt, beleuchten sich plötzlich alle Fenster wie die Kajüten des fliegenden Holländers; aus Wolf Breitenbachs Erdgeschoß strahlt eine siebenzackige Lampe ihren Glanz über die Straße, und Männer, Weiber und Kinder, gewaschen und geputzt, wandern summend und schaukelnd nach der Betstube in Wolf Breitenbachs Haus und von da zurück in ihre gescheuerten und erleuchteten Hütten.

Den Samstag über sind die Dörfer gleich belebt; nachmittags spazieren die Jungen über die Wiesen, die Alten plaudern und gestikulieren in der Straße, vor den Hütten sitzen Matronen, die Haare sorgfältig unter schwarzseidenen Unterhäubchen versteckt, Kinder balgen sich um eine handvoll Haselnüsse, und Sonntag vormittags sind die Dörfer wieder wie ausgestorben. Sobald nämlich die „Woch'" beginnt, segeln unsere „Phönizier" aus Sidon und Tyrus auf ihren Handelsstraßen nach den gewohnten Stapelplätzen aus. Ein großer Teil von ihnen geht „schnorren". Sie holen sich in den Häusern den Tribut an „Wochengeld" und finden dort auch einen Bissen zu essen und eine Schlafstätte. Das Erbettelte reicht wohl hin für sie und die Ihrigen zu Hause „Schabbes zu machen" und letzteren „auf Brot" für die Woche zurückzulassen. Der bessere Teil geht „handeln". Das Geschäft ist Export- und Importgeschäft. Der Import besteht aus alten Kleidern, aus Zwirn, Nadeln und Bändern, die in der Stadt eingekauft werden und die im Tauschhandel nach der Väter Weise in Dörfern und Meierhöfen der Umgegend als Zahlung für junge Gänse dienen. Der Export aber besteht in diesen Gänsen, welche von den Müttern und Kindern zu Hause gefüttert und gestopft werden, und wenn sie wider Willen fett geworden sind, vorschriftsmäßig geschlachtet und, mit dem Siegel der Rechtgläubigkeit am Halse versehen, in großen Zwerchsäcken in die Stadt getragen und dort den jüdischen Hausvätern und Frauen nach langem Kreuz- und Querhandeln verkauft werden.

Ein jeder dieser Gänsehändler hat seine „Häuser" und wehe dem, der ihm hier Konkurrenz macht! Es

regnet Flüche auf ihn, die jene am Berge Ebal zu Schanden machen! Deshalb respektiert ein jeder das Emporium seines Nachbar und zittert vor dessen gerechtem Zorn. Der Gefürchtetste von allen ist Tobiah Hof. Er hat die besten Häuser der Stadt, versteht es, die magerste Gans durch die Luftröhre so aufzublasen, daß sie sich mit schwellendem Busen präsentiert, und wenn man ihm die Hälfte seiner Forderung bietet, so schwört er bei seiner Seligkeit in Gan-Eden (Paradies), daß er keinen roten Heller nachlassen könne; schließlich opfert er der irdischen Notwendigkeit die Hälfte der jenseitigen Seligkeit.

Es war ein großer hagerer Mann dieser Tobiah Hof, mit langer Adlernase und gekrausten, schwarzen, ein wenig graumelierten Haaren; er konnte zwölf schwere Gänse ohne Ermüdung im Zwerchsack tragen und sein langer Patriarchenstock stieß fest und sicher in den Boden wie der Alpstock eines Gemsjägers. Seine Frau verstand die Stopfkunst meisterhaft und war eine Virtuosin im Federnschließen. Aber war es die Zellenhaft, die sie mit ihren Gänsen teilte, waren es die Geister der gewaltsam verfetteten Opfer, die sich an ihr rächten, genug, sie wurde von einer unheilbaren Leberkrankheit befallen und starb. Tobiah betrauerte in ihr nicht nur die Lebensgefährtin, sondern auch die Stütze seines Geschäftes, die Ernährerin seiner Gänse und seines einzigen Kindes. Konnte dieses, das „kleine Täubchen", ein Mädchen von kaum zehn Jahren, bei seinen Gänsen Mutterstelle vertreten? Unmöglich! Er sah seine Nahrungsquelle versiegt, sah sich überflügelt von den Gänsen seiner Konkurrenten, die besten Häuser in der Stadt verloren! Diese Gedanken brachen seine Kraft und seinen Mut. Kein Mensch verstand die Ausbrüche seiner Verzweifelung, da er ja die Verstorbene nie in Zärtlichkeit verwöhnt hatte; nur das schlaue Auge Wolf Breitenbachs drang in die Tiefe seines Herzens.

„Rebbe Tobiah", sagte dieser eines Abends, als er allein bei dem Trauernden saß, „warum tut Ihr so; als wär' die Welt mit Brettern zugenagelt? Seid Ihr

der erste, den Gott, gelobt sei er! so heimgesucht hat? Ich habe die meine oleweschalem, (der Friede sei mit ihr) auch hergeben müssen, schon vor länger als sechzehn Jahr!"

„Ihr habt gut Reden, Rebbe Wolf", entgegnete der Kleinmütige, den der unrasierte Stoppelbart in einer Woche zum Greisen gemacht hatte, „Ihr seid ein reicher Mann und handelt mit Kleidern und Waren, die man überall fertig kriegt; aber wer stopft mir die Gänse, wenn sie, oleweschalem, nicht mehr da ist?"

„Rebbe Tobiah", erwiderte jener, „nehmt mir's nicht übel, Ihr red't Stuß (Unsinn). Erstens: Wo bin ich ein reicher Mann? Weil ich mich nicht lump', wenn's d'rauf ankommt? Dafür bin ich Wolf Breitenbach. Aber was Euch angeht, ich will Eurer Frau, oleweschalem, gewiß nichts Unrechtes nachsagen, aber Gänse stopfen, kann eine andere auch. Da ist z. B. die Bule Bettenhausen, die Witwe die mit alten Kleidern hausieren geht, die ihr Sohn, der lange Meyer, zusammenflickt, die kann Euch helfen und das Kind wird's bald von ihr gelernt haben. Das Gänsstopfen ist keine Hexerei und das „kleine Täubchen" ist ein großer Chochem (klug) für sein Alter. Wenn ihr der Bule ein paar Groschen gebt, so wird sie alle Tage ein paar Stunden bei Euch stopfen kommen!"

„Aber ein paar Groschen!" rief der andere heftig aus, „wenn man selber nicht einen übrig hat!"

„Deshalb red' ich doch mit Euch, Chammer (Dummkopf)!" erwiderte Wolf noch heftiger. „Ich geb' Euch ein paar Taler und Ihr zahlt mirs einzelweis zurück. Keine Zinsen verlang' ich nicht, Wolf Breitenbach lumpt sich nicht!"

Da richtete sich der Gebeugte wieder auf und alle seine versunkenen Hoffnungen erstanden wieder.

„Rebbe Wolf", sagte er, „das ist mehr, als was ich mir je gehofft hätt', und wenn ich einmal für Euch durchs Feuer laufen soll, so braucht Ihr nur zu sagen: Tobiah lauf'!"

Einige Tage darauf war der Vertrag mit Bule Bettenhausen abgeschlossen. Jeden Morgen und jeden Abend kam sie herüber als Nährmutter der Gänse und als Lehrmeisterin des „kleinen Täubchen", das eine merkwürdige Auffassungsgabe für den Stopfunterricht an den Tag legte. Tobiah Hof ging wieder seinem Geschäfte nach, doch war sein stolzes Selbstbewußtsein einigermaßen gebrochen. Das Abhängigkeitsgefühl, das er vor Wolf Breitenbach empfand, hatte seine Worte gedämpft, seine Bewegungen gemildert; er ging etwas vorgebeugt und seine Zwerchsack war etwas weniger beladen als ehedem.

Das „kleine Täubchen" ward noch allgemein so genannt, weil es für seine elf Jahre noch auffallend klein war. Aber sonst war es ein frisches gesundes Kind, und wenn es am Freitag abend sich gewaschen hatte, glänzten seine runden Backen wie zwei frischgepflückte Aepfel. Seine Stirn war niedrig, niedriger noch als die der mediceischen Venus; die schwarzen Haare wuchsen tief hinein und umflatterten den Nacken wie die Mähnen eines Füllens, wenn sie nicht Samstags in Zöpfe geflochten waren. Zwei Augenbraunen wie mit Kohle gezogen wölbten sich über zwei Augen, die wie glühende Kohlen leuchteten, und die kleinen Zähne schimmerten wie die eines Eichhörnchens, obwohl sie den Luxus einer Zahnbürste nicht einmal vom Hörensagen kannten. Ihr Anzug bestand aus einem braunwollenen, vielfach geflickten Kittelchen, das nie, und aus einem groben Zwilchhemdchen, das jeden Freitag abend gewechselt wurde. Das Sprüchwort: „Salz und Brot macht die Backen rot", hatte sich an Täubchen trefflich bewährt, denn sie kannte die ganze Woche über keine andere Kost, außer wenn ihr bei ihren Streifzügen eine Bäuerin einen Apfel schenkte. Täubchen betrieb nämlich auch schon das Import- und Exportgeschäft. Das Importgeschäft bestand bei ihr in der Einführung von Erbsen, Bohnen und getrockneten gelben Rüben in die Hälse der Gänse, eine Zwangsmaßregel, die sie von Frau Bule meisterhaft erlernt

hatte und die sie mit der Grazie einer Leda an den geflügelten Freundinnen praktizierte. Das Exportgeschäft aber führte sie, indem sie von den benachbarten Dörfern und Höfen die „jüngeren Pilger", die ihr Vater dort angeworben, nach Hause trieb. Eine Weidengerte war dabei ihr Kommandostab und sie sang dazu mit heller Stimme den Schir-hamalaus (Lobpsalm), den ihr Vater mit weniger musikalischem Wohllaut am Sabbatabend zu intonieren pflegte.

Es war an einem schönen Sommertage um die Mittagsstunde, als Täubchen sich aufmachte, nach Martinhagen zu wandern, um im Auftrage ihres Vaters eine Schar junger Gänse von dort heimzutreiben. Sie hatte sich ein weißes Tuch um den Kopf gebunden, sich vor der Sonne zu schützen, und die schwarzen Augen blitzten recht schelmisch darunter hervor, als sie an dem niedern Häuschen vorbeikam, in dem Frau Bule wohnte und an dessen Fenster der lange Meyer saß und ein paar alte Hosen flickte. Es war ein hochaufgeschossener magerer Bursch von siebenzehn bis achtzehn Jahren. Er hielt den langen Hals vorgebeugt und hatte sehr lange Arme und Hände. Auch seine Nase war lang; kurz waren nur seine schwarzen Haare, die wie ein lockiger Astrachanpelz auf seinem Kopfe saßen. Jetzt war er in seine Arbeit so vertieft, daß Täubchen hinaufrufen mußte:

„Guten Tag, Meyer!"

Nun streckte er den Hals zum Fenster hinaus.

„Wohin, Täubchenleb?"

„Nach Martinhagen hinüber, Gäns holen!"

„Was! Zwei Stund' über Feld! Und Du fürchtest Dich nicht?"

Täubchen lachte laut auf.

„Stehlen kann mir keiner was," sagte sie, „und totschlagen wird mich auch keiner. Aber wenn Du mit mir gehen willst?"

„Wenn ich könnt'," antwortete Meyer, die Augen weit öffnend, „aber ich darf nicht!"

„Du darfst nicht?"

„Nein Täubchenleb," sagte er, ängstlich zurückschauend, „ich fürcht' mich vor meiner Mutter."

„Wenn ich so lang wär' wie Du," lachte Täubchen, „ich tät mich vor keinem auf der Welt fürchten! Adjes!"

Sie lief mit ihren kleinen nackten Füßchen davon. Meyer streckte ihr den Hals so lange nach, bis sie um die Ecke verschwunden war.

Bald hatte Täubchen das Dorf im Rücken und wanderte zwischen endlosen Kartoffeläckern und mageren Getreidefeldern rüstig fort. Hie und da riß sie eine reife Kornähre ab, die sie zwischen ihren weißen Mäusezähnchen zerknupperte, oder raffte eine rote Mohnblume vom schwanken Stengel, um sie zwischen das weiße Tuch und das schwarze Haar hinters Ohr zu stecken. Jetzt muß sie über den Back; der Steg war zur Hand, aber sie watete lieber hindurch, um sich den Staub von den Füßen zu spülen, und schnitt sich mit einem alten zerbrochenen Taschenmesser eine Weidengerte zum Heimtreiben ab. Das Fußbad hatte sie sichtlich erfrischt, denn sie sang mit noch hellerer Stimme ihren Schir-hamalaus, bis sie das rote Ziegeldach des Martinhagener Gehöftes am Ende einer langen Pappelallee leuchten sah. Nun schritt sie mit gemesseneren Schritten darauf los.

Im Hofe vor dem weiten, niedern Gebäude unter einem alten Birnbaume saßen die Leute beim Vesperbrot. Ein großer Napf mit gesottenen Kartoffeln und eine Schüssel mit Schweineschmalz stand auf dem Tische, der riesige schwarze Brotlaib daneben trug auf seinen Rücken das Zeichen des Kreuzes.

Täubchen ging auf die Pächterin zu, sie sei geschickt, die Gänse ihres Vaters abzuholen, und während diese in den Geflügelhof ging, die verkauften Seelen auszuliefern, betrachteten die Knechte und Mägde das Judenkind, das, vom Schatten des Birnbaums geschützt, das Kopftuch abgenommen und seine schwarzen Mähnen entfesselt hatte.

„Willst mitessen?" rief eine junge Magd und hielt Täubchen ihr Schmalzbrot hin.

Täubchen verzog das Gesicht beim Anblicke des Schweineschmalzes und machte eine heftig abwehrende Bewegung. Ein langer flachshaariger Knecht mit großen wasserblauen Augen schien ihre Gedanken zu erraten.

„Dem schwarzen Racker graust's vor unserer Kost," brummte er, und ein Stück Brot dick mit Schmalz bestreichend, rief er: „Komm' her, Schikse! Machst Du unsere Gäns koscher, so will ich Dich dafür koscher machen!"

Mit diesen Worten, die von allen hellauf belacht wurden, war er auf Täubchen zugesprungen, hatte sie mit der derben Rechten um den Leib gepackt und mit der Linken versuchte er, das Schmalzbrot ihr in den Mund zu stecken. Aber das kleine Täubchen preßte die Zähne zusammen und fuhr mit den kleinen Händchen in das frische Gesicht ihres Peinigers, das sie so grausam mißhandelte, daß die Züge des christlichen Germanen gänzlich aus dem Kreuze kamen.

„Judenbestie!" schrie dieser.

„Laß das Kind in Ruh'!" rief die Pächterin, die dazu gekommen war, und stieß ihn mit kräftigem Arm in die Seite. „Schäm' Dich, Hans Ludwig! Da sind Deine Gäns," fuhr sie ruhig fort, „fünf Stück, Dein Vater hat sie selbst gezeichnet und ihnen die Schwanzfedern ausgerissen. Willst was essen? Kartoffeln oder Brot?"

„Ich danke, ich mag nichts!" antwortete Täubchen mit einem schiefen Blick auf die Schmalzschüssel und band sich das Kopftuch um. Die Pächterin machte ein unwilliges Gesicht, dann griff sie in die Tasche und holte einen großen roten Sommerapfel heraus.

„Na, der wird doch koscher sein?" sagte sie lächelnd, und Täubchen lachte auch und biß mit den kleinen Zähnen hinein.

Aber dann besann sie sich rasch, steckte ihn in die Tasche des Kittelchens und trieb und lockte ihre Gänse zusammen.

„Sieh' zu, daß Du sie gut heimbringst," sagte die Pächterin, „und sag Deinem Vater, daß ich Flanell brauch' zu Windeln. Hörst Du?"

Täubchen nickte nur, denn sie brauchte alle ihre guten Worte, die Gänse aus dem Hofe zu treiben, die in den gewöhnten Pfützen schnatternd nach Leckerbissen stöberten.

Die Pappelallee war glücklich durchwandert und auf dem freien Felde folgten die Zöglinge williger ihrer Führerin, die mit Worten und Gesängen, begleitet von dem Taktstocke der Weidengerte, das Quintett prächtig zusammenhielt. Bald war die Furt über den Bach erreicht. Hier aber zerstreuten sich die Gänse, schwimmend, flatternd und schnatternd im Wasser, und in dem Augenblicke als die kleine Führerin ihr ganzes Feldherrntalent aufbot, die entfesselte Truppe wieder zu rangieren, brach aus dem Weidengebüsch ein feindlicher Hinterhalt hervor. Der flachshaarige Knecht hatte sich mit zwei halbwüchsigen Blaukitteln auf Feldwegen an die Furt geschlichen, und während die zwei anderen mit wildem Halloh! die Gänse verscheuchten, trat Hans Ludwig siegesbewußt auf das verschüchterte Mädchen zu.

„Meine Gäns, meine Gäns!" schrie diese und wollte den Entfliehenden nacheilen; aber der Knecht hielt sie fest.

„Wart', Schikfel," sagte er, „ich bin Dir noch Antwort schuldig auf die Grausamkeit, die Du an mir begangen!"

„Laß mich!" schrie Täubchen und wehrte sich so gut sie konnte, aber der Knecht hielt sie fest und fester. „Schma Jisrol (Höre Israel)!" rief das Kind verzweifelt. „Meine Gäns, meine Gäns!"

Es geschehen noch Zeichen und Wunder; das „Schma Jisrol!" hatte gewirkt, Israel hatte gehört. Ein baumlanger Mensch mit schwarzwolligem Haar, eine lange Stange schwingend, die er aus dem nächsten Bohnenfeld gerissen hatte, sprang plötzlich auf den Flachshaarigen zu und versetzte ihm einen wuchtigen Schlag auf die breite Schulter.

„Laß das Kind gehen oder ich schlag' Dich tot!" rief er mit schmetternder Stimme.

Erschrocken ließ Hans Ludwig seine Beute fahren; er pfiff durch die Finger nach seinen Kameraden; als er diese jedoch vergeblich erwartete, die, den Gänsen nachjagend, sich im Weidengebüsch verloren hatten, ballte er nur grimmig die Faust und schlich davon.

Täubchen hatte ihren Augen nicht getraut.

„Meyer!“ rief sie aus. „Bist Du's wirklich? Wo kommst Du daher?“

„Ich bin Dir nachgegangen, Täubchenleb, und bin gerad' recht gekommen, wie der Knecht Dir hat 'was antun wollen!“

Da lachte Täubchen unter Tränen.

„Was hätt' er mir antun sollen?“ sagte sie. „Totgeschlagen hätt' er mich nicht. Aber meine Gäns!“

„Die werden wir schon zusammensuchen,„ antwortete der lange Meyer, der völlig aufrecht ging und die Bohnenstange wie ein Gewehr präsentierte. Täubchen sah ihn verwundert an. Sie gingen längs des Baches hinauf.

„Wart', ich werd' singen,“ sagte Täubchen und begann zu trällern. Da kam schon eine geschwommen, dann eine zweite, sie hatten sich vor den Verfolgern unter Schilf und Weiden verkrochen; jetzt wackelten alle fünf durch das schmutzige Wasser des Baches heran. Täubchen wollte sie heraufflocken; aber sie sang vergebens.

„Wart', ich werd' Dir helfen,“ sagte Meyer und begann zu singen, denselben Schir-hamalaus, aber mit einer Stimme, die weithin durch die Luft schmetterte.

„Gott, was hast Du für ein Kol (Stimme)!“ rief Täubchen bewundernd.

Wie in einer Theaterloge das Schnattern plötzlich verstummt, wenn der erste Tenor seine Arie beginnt, so reckten die Gänse erstaunt ihre Hälse nach dem Sänger und kamen eine nach der andern ans Ufer gewackelt, als wollten sie ihm ihre Huldigung aussprechen und nun streichelte ihnen Täubchen die nassen Federn und gab ihnen Brotkrumen aus ihrem Sacke zu fressen. Sie folgten willig ihrer Führung. Täubchen ging neben Meyer her;

sie hatte bei dem Griff nach den Brotkrumen den Apfel gefunden und hielt ihn versteckt in der Hand.

„Meyer", sagte sie, „tu' mir den Gefallen und nimm den Apfel da, den mir die Bäuerin geschenkt hat. Ich bitt' Dich drum!"

„Wenn Du mich bitt'st, Täubchen," erwiderte der Ritter St. Georg.

Aber Täubchen betrachtete jetzt den Apfel verlegen.

„Du darfst Dich aber nicht ekeln," sagte sie, „ich hab' auf der einen Seite hingebissen; Da kannst ihn ja auf der andern anbeißen!"

Meyer betrachtete die kleinen Einschnitte, die halbrund und regelmäßig um die eine Seite des Apfels liefen, und bis gerade an derselben Seite hinein.

„Ich dank' Dir, Täubchenleb," sagte er.

Sie gingen lange neben einander, Täubchen wollte ihn durch keine Konversation im Verzehren des Apfels stören. Als er endlich den Griebs hinwegwarf, nahm sie das Wort; mit der Gerte immer sachte ihre Herde antreibend.

„Sag mir nur, Meyer," sagte sie, „wo hast Du auf einmal die Courage herbekommen? Du fürchtest Dich doch sonst immer!"

„Wie Du's weißt!" antwortete er, pfiffig lächelnd. „Ich fürcht' mich eigentlich gar nicht. Aber weißt Du, Täubchen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit will ich Dir's sagen: meine Mutter will, daß ich so tu', denn wenn man weiß, sagt sie, das ich ein Hasenfuß bin, so nimmt man mich nicht zum Militär."

„Und warum willst Du nicht zum Militär?"

„Da könnt' ich ihr doch die alten Kleider nicht mehr flicken und müßt' in die Stadt!"

„Nun wär' das so ein groß' Unglück? Ich ging gleich in die Stadt. Gott, was erzählt mir mein Vater nicht alles von der Stadt, wo lauter große Häuser stehn und lauter reiche Leut' wohnen!"

„Das ist alles wie mans nimmt„ erwiderte er mit überlegener Weltweisheit. „Was ein Reicher in der

Stadt ist, ist in einer noch größeren Stadt vielleicht ein Armer. Sagt man nicht auch bei uns, daß Wolf Breitenbach ein reicher Mann ist?"

„Nun, ist ers etwa nicht?" antwortete Täubchen. „Hat er nicht ein eigen Haus mit zwei Stöck, und mein Vater hat einmal gesagt, Wolf Breitenbach hat Geld, viel Geld, wenigstens zweitausend Taler!"

Meyer zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich und Du und unsere Eltern sollen reich sein, was er weniger hat! Aber was geht das uns an? Gott soll mir meine Mutter gesund lassen und Dich, dann bin ich zufrieden und verlang' mir nicht in die Stadt."

Er blickte sie mit seinem kleinen schwarzen Augen gutmütig dabei an. Täubchen blickte ihn wieder an und blieb stehen.

„Ich hab Dir noch nicht einmal gedankt, Meyer," sagte sie.

„Wofür?"

„Daß Du gekommen bist, wie mich der Knecht angefallen hat."

Sie reichte ihm die Hand.

„Stuß (Narrheit)," antwortete Meyer errötend," der hätt' Dir auch ohne mich nichts getan!"

So waren sie bis zum Dorf gekommen. Das Mädchen blieb stehen.

„So," sagte sie, „Meyer, jetzt geh' Du voraus; es schickt sich nicht für Dich, daß Du hinter die Gäns hergehst."

„Ich geh' nicht hinter die Gäns, ich geh' hinter Dir her," antwortete der Ritter.

Täubchen verschwieg ihr Abenteuer allen. Auch mit Meyer sprach sie nicht davon. Sie stopfte und er flickte ruhig weiter. Wenn man von dem langen Meyer sprach, der sich vor jedem fürchte, verzog sie ihr Gesicht. Als sie im nächsten Jahr einen neuen Transport aus Martinhagen abzuholen hatte, musterte sie unter herausfordernden Blicken das Hofgesinde. Sie hätte gern den Flachsblonden durch die Erinnerung an ihren Helden gedemütigt; aber

sie fand ihn nicht mehr. Eine Magd erzählte ihr, Hans Ludwig sei zum Militär abgestellt worden.

Die alte Bule zitterte, als sie von der Rekrutierungskommission hörte.

Großer Gott," rief sie aus, „jetzt nehmen sie mir auch meinen Meyer!"

„Pschide (freilich)," sagte er, „den Hasenfuß können sie nicht brauchen."

Da lächelte Bule in sich hinein und Täubchen drehte sich um und lächelte heimlich.

Indessen waren die Pfleglinge unter Täubchens Leitung herrlich gediehen. Sie hatte die Mutter völlig ersetzt, Frau Bule gab nur noch Gastrollen im Stopfen. Die großen Feiertage waren vorüber, ein herbstlicher Reif verbrannte das Laub der Kartoffeln, es war die große Saison für das Geschäft herangerückt, die jüdischen Hausfrauen begannen, in Massen gemästete Gänse zu schinden, um sich ihr Winterschmalz einzuheimsen. Ein ganzes Dutzend fettstrotzender Prachtexemplare lag in Tobiah Hofs Kammer auf dem Brettergestelle bereit! Er betrachtete sie mit gemischten Gefühlen, die reine Freude von ehedem empfand er längst nicht mehr; die Verpflichtung gegen Wolf Breitenbach, dem er nicht nur Geld, sondern leider auch einige Rücksicht schuldete, drückte wie ein Sklavenjoch auf seine Schultern und sie fühlten die alte Kraft nicht mehr, das volle Dutzend auf sich zu nehmen.

„Täubchenleb!" sagte er; mit dem Kopfe wehmütig wackelnd. „Tobiah Hof wird alt!"

„Was Du Dir nicht einbild'st, Vaterleb," erwiderte Täubchen, „es fehlt Dir doch nichts? Und Gott soll Dich nur so erhalten bis zu hundert Jahren! Aber Du könntest mir einen großen Gefallen tun. Laß mich sechs von den Gänsen tragen und Du tragst die anderen sechs, und ich krieg bei der Gelegenheit die Stadt einmal zu sehen! Ist es nicht eine Schand', daß ich bald zu Gutem dreizehn Jahr alt werd', und bin nicht weiter über den Ort hinauskommen als wie bis Martinhagen? Vaterleb,

red' kein Wort! Du tragst die Sechs und die anderen Sechs trag' ich."

„Oser (Verneinungsschwur)! rief Tobiah, „Du tragst nicht mehr als vier und die anderen acht trag ich!"

Da jubelte Täubchen über den Kompromiß und richtete die Zwergsäcke her für sich und ihren Alten. Als sie in der Küche ihr einziges Paar Schuhe hervorsuchte, um sie für die Stadt frisch mit Oel zu schmieren, überraschte sie den Vater, der durch ein tönernes Pfeifenrohr aus vollen Lungen seinen Atem in die Luftröhren der Gänse blies.

„Was tust Du, Vaterleb?„ rief das neugierige Kind.

„Nichts tu' ich," brummte der Alte, unwillig über die Ueberraschung, „es ist nur fürs Schönsein!"

Täubchen schwieg; als sie jedoch ihre vier Schutzbefohlenen in den Zwergsack packte, drückte sie aus allen Leibeskräften so lange darauf, bis ein leises Pfeifen das Entweichen der betrügerischen Luft verkündete.

„So!" sagte der kleine schwarze Kobold triumphierend, „das ist auch fürs Schönsein!" und nun lud sie erleichtert die Bürde auf ihre Schultern.

So wanderte nun Vater und Kind in den Herbstmorgen hinaus. Die Hütte ward zugeschlossen, Frau Buhle bekam den Schlüssel. Am Fenster saß der lange Meyer. Täubchen nickte ihm zu.

„Ich geh' in die Stadt," rief sie, „was soll ich Dir mitbringen?"

„Wieder so einen Apfel," antwortete er und streckte ihnen lang den Hals nach.

„Was will der lange Lemach für einen Apfel?" fragte Tobiah.

„Stuß (Possen)!" erwiderte das Kind ausweichend.

So wanderten sie, ohne viel zu reden.

„Vaterleb," fragte sie einmal, „wie reich ist wohl Wolf Breitenbach?"

„Reicher wie ich," brummte der Alte verdrießlich, „ich wollt', er wär' mir Geld schuldig, statt ich ihm!"

Beim Wirtshaus zum Letzten Heller" ließ er sich ein Schnäpschen geben. Er wollte Täubchen nippen lassen, aber sie schüttelte den Kopf und biß in die Brotkruste, die sie aus der Tasche ihres Kittels zog.

Das Geschäft ließ sich gut an; das kleine schwarze Mädchen war ein glückbringender Begleiter für den mürrischen Alten. Die Hausfrauen fragten sie aus und lachten über ihre unbefangenen Antworten; ein Kind wollte ihr ein Bonbon schenken, aber Täubchen wußte nicht, was damit machen. Wenn Tobiah seine Preise beschwor und man sie fragte: „Ists war?" antwortete sie achselzuckend: „Was weiß ich?" Der schwierigste Gang war zu dem alten Raaf.

„Täubchenleb," sagte der Alte, als sie die Stiege hinaufklommen, „die Rebzen ist ein Soton (Teufel), Du mußt Dich nicht schrecken."

„Ich fürcht' mich vor keinem Menschen," antwortete lachend das Kind.

Während nun Tobiah in der Küche mit der Rebzen handelte und zankte, war die Tochter, Raafs Mine, aus dem Zimmer getreten.

„Ist das Euer Kind, Tobiah?" fragte sie mit hochdeutschem Akzent.

„Das ist mein Kind," antwortete er parodierend.

Mine faßte Täubchen bei der Hand und zog sie ins Zimmer, dessen weißgewaschener Boden und die mit weißen Gardinen verhängten hellen Fenster das Kind völlig blendeten; fast wäre ihr Ausspruch zur Unwahrheit geworden, sie fürchtete sich einen Augenblick vor der vornehmen Frau, die lange schwarze Locken und lange weiße Finger hatte. Aber als diese sie liebevoll streichelte und küßte, gewann sie rasch wieder ihre alte Unbefangenheit. Bei dem Kuß auf die Stirn hatte Mine einen Blick auf die kleinen zierlichen Ohren des Mädchens geworfen.

„Was für herzige Ohren!" rief sie aus. „Aber," fuhr sie freundlich verweisend fort, „hast Du Dir sie heut noch nicht gewaschen?"

Ist denn heut Freitag?" antwortete das Kind, sie groß anschauend. „Man wascht sich doch nur am Freitag!"

Da nickte Mine, als sei sie eines Bessern belehrt und flüsterte: „Armes Kind! Du hast gewiß keine Mutter?"

„Ich bin seit drei Jahren ein Jausam (Waise)," antwortete Täubchen und ihr großes schwarzes Auge ward feucht.

„Hast Du etwas gelernt zu Hause? fuhr Mine fort und streichelte ihr die widerspenstigen Haare aus der Stirn.

„O ja," sagte Täubchen mit Selbstbewußtsein. „Ich kann Gänsstopfen und Federnschleißen, die Bule Bettenhausen sagt, ich kanns schon so gut wie sie.„

„Kannst Du lesen, schreiben, stricken, nähen?"

„Täubchen schüttelte den Kopf."

„Und wie alt sagst Du, daß Du bist?"

„Dreizehn bis hundert Jahr!"

Mine lächelte und stand auf, sie öffnete eine Schublade und zog ein buntseidenes Tüchelchen hervor, das sie dem Kinde um den Hals knüpfte. Täubchen stand mit offenem Munde, die kleinen weißen Zähne leuchteten. Mine küßte ihr den Mund zu.

„Möchtest Du hier in der Stadt bleiben und was lernen, Täubchen?" fragte sie kosend.

Da füllten sich die Augen des Kindes mit Tränen.

Ich möcht' schon," sagte sie, „aber mein Vater tuts nicht."

Da ging Mine rasch hinaus in die Küche. Der Handel war beendet, Frau Süß, die Rebzen, hatte eben die erhandelten Gänse in die Speisekammer getragen; und nun entspann sich ein kurzes, eindringliches Gespräch, das heißt Mine sprach und Tobiah zuckte die Achseln oder warf ein paar Worte dazwischen wie: „leicht gesagt, schwere Sache," und dergleichen.

„Ueberlegts Euch, Tobiah," schloß Mine, „und sagt mir Antwort, wenn ihr wieder hereinkommt."

Schweigend traten Vater und Kind den Rückweg an, keines teilte dem andern den Gedanken mit, den Raafs Mine in ihren wachgerufen hatte. Tobiah kalkulierte,

wie viel er Geld zum Einkaufe, wie viel er für Hausmiete, Kohlen und Brennöl brauche. Kaum fünf Taler blieben übrig, die drückende Schuld an Wolf Breitenbach zu erleichtern.

Sie kamen nach Haus, sie fanden Frau Bule in großer Aufregung, Wolf Breitenbach war aus der Kreisstadt heimgekehrt und hatte ihr mitgeteilt, daß in der Liste der Militärpflichtigen für das nächste Frühjahr der Name Meyer Bettenhausen abgedruckt stehe.

„Was macht sie für ein Getu'?" fuhr Tobiah sie tröstend an, „bis zur Frühjahre ist lang, bis dahin können wir alle mit einander tot sein."

Der nächste Tag war ein Freitag; noch nie hat sich Täubchen die Ohren so sorgfältig gewaschen wie an diesem!

Am Sabbat nach dem Mincha- (Nachmittags-) Gebet suchte Tobiah Wolf Breitenbach auf.

„Reb Wolf", sagte er, „man soll am Schabbes nicht von Geschäften reden, aber wir sehen uns doch die ganze Woch' nicht! Ich hab' schlecht verkauft und kann Euch von meinem Chauf (Schuld) nicht mehr abzahlen wie fünf Taler. Ich hätt' sie gleich mitbringen können, aber Ihr wißt, am Schabbes trag' ich nicht."

„Hab' ich Euch schon gemahnt?" erwiderte jener unwirsch. „Was kommt Ihr mir am Schabbes mit so was? Wenn Ihrs noch braucht warum behaltet Ihr's nicht? Ihr wißt doch, Wolf Breitenbach lumpt sich nicht. Apropos, Reb Tobiah, warum habt Ihr Täubchen mit in die Stadt genommen?"

Die Großmut seines Gläubigers hatte Tobiah so gedemütigt, daß er ihm nicht auch noch seine physische Schwäche eingestehen wollte.

„Das will ich Euch sagen, Reb Wolf," sprach er, eine Prise nehmend, die jener ihm bot; „ich hab' mir schon lang gedacht, daß mir das Kind da haußen verwildert und ob ich nicht besser tu', ich seh zu, daß ich sie in der Stadt wo unterbring', wo sie was lernt."

„Reb Tobiah," antwortete Wolf, wohlgefällig nickend, „das macht Euch alle Ehre, daß Ihr daran gedacht habt. Täubchen ist ein brav Kind und hat einen offenen Kopf und versteht sich takif (beliebt) zu machen. Wenn die was Rechts lernt, kann sie ihr Glück machen. Sie kann Kindermädchen werden oder gar eine Gouvernante, und ich sag' Euch, der gebildete Lindenfeld, der ein eigen Haus hat am Steinweg in der Stadt, hat voriges Jahr seine Mahd (Magd) geheiratet; folgt mir, Reb Tobiah, und seht zu, daß Ihr das Kind in die Stadt bringt. Was hat sie hier für ein Tachlis? (praktischen Zweck). Wird sie wirklich gut genug sein für der Bule Bettenhausen ihren langen Schlemiel!"

„Gott soll mich bewahren!" rief Tobiah niesend, „Ich hab' schon dessentwegen mit Raafs Mine gered't und hoff', sie wird mir dazu helfen. Aber mein Geschäft, Rebbe Wolf! Ich bin doch die ganze Woch' über Feld. Wer stopft mir meine Gäns? Soll ich wieder wen zahlen? Womit? Ich bin Euch doch noch so viel Geld schuldig! Wie komm' ich da heraus? Gebt mir einen Rat."

Wolf Breitenbach verzog das Gesicht bei dieser zarten Anspielung auf ein neues Anlehen, plötzlich aber stieß er einen Zischlaut hervor, als erleuchte ihn ein glänzender Gedanke.

„Reb Tobiah," sagte er lächelnd, „da werd' ich Euch eine Geschicht' erzählen. Da ist einmal gewesen ein Blinder und ein Lahmer, wo keiner nebich (leider) nicht allein hat fortkommen können. Hat sich der Lahme auf den Blinden seinen Buckel gesetzt und hat ihm gesagt, wohin und wo hinaus! Und sie sind alle zwei fortgekommen."

„Nun, was tu' ich damit?" fragte Tobiah ungeduldig.

„Das will ich Euch sagen," fuhr jener dozierend fort; „Ihr wollt Euer Täubchen was lernen lassen, könnt Ihr allein nicht fort; der Bule Bettenhausen nimmt man ihren langen Meyer zum Militär, denn das Maß hat er:

kann sie allein auch nicht fort. Nehmt Euch die Bule ins Haus; alt genug und mieß (häßlich) genug seid ihr alle zwei, daß man Euch nichts nachsagen kann. So kommt Ihr alle beide fort. Sie spart den Zins und stopft Euch Eure Gäns und ihr verkauft ihr ihre alten Kleider. Und wenn Euch einmal ein paar Taler abgehn, Ihr wißt doch, Wolf Breitenbach lumpt sich nicht!"

Noch am selben Abende erzählte Tobiah der alten Bule die „Geschicht", und sie beschloß, wenn, was Gott verhüte, ihr Meyer genommen würde, den Antrag Tobiahs zu akzeptieren. Doch bis zum Frühling ist ja noch lange Zeit!

Indessen kam Täubchen noch einmal und zwar sauber gewaschen, obwohl es kein Freitag, war mit dem Vater in die Stadt und es wurde alles mit Raafs Mine besprochen. Das Kind sollte vom „Schwesternbund" aufgenommen und in allem unterrichtet werden, was ein Kinder- und Stubenmädchen braucht, dann würde die Vorsteherin einen guten Platz für sie besorgen. Gleich nach Ostern sollte sie eintreten, für die nötige Ausstattung verbürgt sich Raafs Mine. Tobiah fügte sich in alles; im Vorbeigehen musterte er das Haus des „gebildeten Lindenfeld" und zählte mit Befriedigung drei Stockwerke. Und so verging der Winter und die Schneeglöckchen kamen und die ersten Kastanienblätter und die Rekrutierungskommission."

„Mach' Dich klein," hatte Frau Bule ihrem Meyer zugerufen; aber die mütterliche Ermahnung prallte an dem Gedanken ab, daß Täubchen in die Stadt kommen sollte. Er reckte sich unter dem Maß nur um so strammer empor und nahm eine so martialische Haltung an, daß er sofort zu den Füsilieren mit der Anwartschaft auf das erste Glied genommen wurde. Armer Paladin! Du ahntest nicht, daß dein Füsilierregiment nicht in der Residenz, sondern in der zweiten Reichsstadt, weit entfernt von der Dame deines Herzens, kaserniert war!

So marschierte denn Meyer nach Süden, während Täubchen, ihr Bündelchen auf dem Rücken, mit dem

Vater nach Norden zog. Wolf Breitenbach hatte ihr mit seltener Großmut sechs leinene Schnupftücher und Druckkattun zur Schürze mitgegeben und sie zum Abschied geküßt und gebensicht (gesegnet). Bei Raafs Mine fand sie bereits Wäsche und Kleider, die das treffliche Mädchen, daß seit dem Tode der Rebzen mit verdoppeltem Eifer sich dem „Schwesternbunde" widmete, für sie angeschafft hatte. Tobiah verabschiedete sich.

„Mach' mir Ehre," sagte er, „ich werd' jede Woch' nach Dir sehn."

Der „Schwesternbund" war in den zwanziger Jahren von den jüdischen Mädchen der Residenz gegründet worden, um als Ergänzung des „Frauenvereins", der seine Wohltaten den Familien zuwandte, für verwaiste Mädchen Sorge zu tragen und sie zu tüchtigen Dienstboten, bei besonderer Begabung auch zu Lehrerinnen und Gouvernanten zu bilden. Zwölf mutterlose Kinder fanden in dem zu diesem Zwecke gemieteten Lokale einfache Unterkunft, wurden von einer angestellten Inspektorin beaufsichtigt und die Töchter der angesehensten Familien erteilten ihnen abwechselnd Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Handarbeiten. Die Verpflegung und Kleidung der Zöglinge wurde durch Jahresbeiträge und temporäre Gaben gedeckt. Natürlich fanden die hier Erzogenen die besten Plätze, und auf die Austretenden ließen sich die Hausfrauen oft Jahre früher vormerken und bemühten sich um die Protektion der Inspektorin.

In kurzer Zeit war das kleine Täubchen der Liebling des ganzen Instituts geworden. Wolf Breitenbach hatte Recht, sie hatte einen offenen Kopf und verstand sich takif zu machen. Nach Jahresfrist las und schrieb sie deutsch mit Geläufigkeit, das Rechnen ging im Kopfe schneller als auf dem Papier, das Stricken und Nähen flog ihr von der Hand, und dabei lachte und sang sie beständig, daß das ganze Haus erheitert wurde. Aber sie sang nicht mehr allein den Schir-hamálaus, sie hatte bei Raafs Mine die Lieder gehört, die diese zur Guitarre sang und wußte sie bald auswendig, und es war drollig

genug, wenn das kleine schwarze Mädchen, sein Kämmerchen auskehrend, mit schmetternder Stimme sang: „Vater, ich rufe dich!“ Aber der Vater kam auch ungerufen. Dann klagte und jammerte er jedesmal, wie er sich rackern und plagen müsse, die alte Buhle sei eine Menschenfeindin, und Wolf Breitenbach sei nur freundlich mit ihm, um ihn desto härter fühlen zu lassen, daß er sein Schuldner sei! Täubchen tröstete ihn. Nur noch ein Jahr Geduld, dann sei sie fertig, und es hätten sich ein paar gute Häuser bei ihr eingeschmeichelt; dann wolle sie schon für den Vater sorgen, und er könne das Geschäft aufgeben und Wolf Breitenbach abzahlen. Mit der alten Buhle möge er Geduld haben, sie jammere um ihren Sohn, und ob er denn gar nicht wüßte, wie es dem guten Meyer gehe? Dann brummte Tobiah und ging davon.

Und auch das Jahr ging unvermerkt davon. Der alte Raaf war auch zur Ruhe gegangen, Mine zog das kleine Täubchen noch inniger an sich und übernahm es, das Haus zu wählen, in das ihr Schützling eintreten solle. Ihre Wahl fiel auf Frau Dinchen Hornstein, die Gattin des jüngeren Chassens (Kantors). Dieser, der früher Chorist bei der Oper gewesen war, benützte seine Stimme und seine musikalischen Kenntnisse, um im Auftrage der jüngeren Gemeindevorstände die Gesänge und Chöre vorzubereiten, die in dem neuen Tempel, der freilich erst auf dem Papiere stand, gesungen werden sollten. Frau Dinchen war eine einfache gute Seele aus einem Landstädtchen nicht weit von Täubchens Heimat, und die zutrauliche Teilnahme, die sie stets für das Kind gezeigt hatte, fiel entscheidend in die Wage. Ihr Mann lebte nur seiner „großen Aufgabe“, ihr Söhnchen zählte erst drei Jahre, das Haus auf dem Gouvernementsplatze war einfach und bürgerlich bescheiden. Das alles behagte Mine sehr, und Täubchen trat, als der Frühling begann und ihr Lehrkurs beendet war, in den Dienst bei Frau Dinchen Hornstein und ward dort wirklich wie das Kind vom Hause gehalten. Selbstverständlich ward Frau Dinchen die beste Kundschaft des alten Tobiah, dem sie nie einen

Groschen abhandelte, sondern jedesmal noch ein „Schnäpschen“ zugab.

Es war wirklich eine Freude, Täubchen zu sehen, wenn sie mit dem Kinde spazieren ging. Sie war gewachsen, entfaltet, die schwarzen Haare trug sie zurückgestrichen und ein schneeweißes Häubchen saß auf dem Scheitel, die kleinen, schelmisch schwarzen Augen sagten, auch wenn sie schwieg, jedem einen „guten Morgen“. Ein Kindermäntelchen von buntem Kattun trug sie wie einen Longschal um die Schultern, um den dicken, jungen Hornstein darin einzuwickeln und zu tragen, wenn er vom vielen Herumspringen müde geworden war. So lang er jedoch lief, strickte sie mit fleißigen Händen, selbst im Gehen, blaue baumwollene Strümpfe, die ihre Finger so gleichmäßig färbten, daß sie keiner Handschuhe bedurfte.

Als Täubchen eines Tages in dieser Fassung vom Vormittagsspaziergang mit dem Kinde nach Hause kam, wurde gerade die Wache am Gouvernementsplatze abgelöst mit Trommeln und Pfeifen.

„Musik, Musik!“ schrie der kleine Chassen und zerrte sie am Rock auf die Hauptwache zu. Die Musik ist ein Erbteil der Kinder Israels. Wie sie Jubal unter den ersten Erfindern priesen, wie Miriam die Pauke und David die Harfe schlug, so ist heute noch die Musik im Judentum tiefer eingewurzelt, als das Judentum in der Musik. Auch Täubchen spitzte die Ohren bei den Klängen der Querpfeifen, die der große Kurfürst von Brandenburg auf uns vererbt hat, und wollte eben die Lippen spitzen den Marsch nachzupfeifen, als ihr plötzlich vor Ueberraschung der Mund offen stehen blieb. Der Gefreite, der, die Wache kommandierend ablöste, der lange Soldat mit dem schwarzen Krauskopf und dem Schnurrbart über den breiten Lippen, war es nicht – sie starrte ihn an, er starrte sie an, er wollte kommandieren, aber: „Schma Jisrol!“ rief er aus, ein Kommando, das seine Kompanie nicht verstand. Ja, es war der lange Meyer, der so oft an sie, an den sie so oft gedacht

hatte! Sprechen konnte sie nicht mit ihm, er nicht mit ihr; aber sie verstand sich auf den optischen Telegraphen. Sie nahm das Kind auf den Arm, deutete auf das Haus gegenüber, hob zwei Finger in die Höhe, das Stockwerk zu bezeichnen und drehte sich im Abgehen so oft um, bis sie sicher war, daß ihre Depesche entziffert und verstanden sei!

Sie war verstanden. Am nächsten Abend schon kam der lange Meyer, seinen Besuch zu machen, und Frau Dinchen war höchlich überrascht, als ein sechs Schuh langer Soldat ihrem Täubchen ohne weiteres um den Hals fiel. Aber Täubchen stellte ihn unbefangen als ihren Jugendfreund und gemeinsamen Landsmann vor, und nun erzählte der lange Meyer, daß er in seiner Garnison durch einen mißlichen Zufall in einer Kompanie mit dem flachsblonden Ludwig gestanden sei, der ihn gehaßt und verfolgt und ihm den Dienst verbittert habe. Aber er sei um so ruhiger und gewissenhafter seinem Dienste nachgegangen, und sein Hauptmann habe dies bemerkt und den Krakehler scharf aufs Korn genommen, er aber sei bei dem Hauptmann immer mehr beliebt geworden, weil er ihm auch in Mußestunden seine Uniform geflickt habe. Und jetzt sei der Hauptmann zu einem Regimente in die Residenz versetzt worden und hab' gemacht, daß er auch übersetzt worden sei und so seis gekommen. Und er lachte vor Freude und Täubchen lachte auch, und der kleine Hornstein jubelte und spielte mit der Patrontasche und der Säbelscheide des „Tataten". Von diesem Tage an kam der Gefreite Meyer jeden Abend ins Haus und saß bis zum Zapfenstreich bei Täubchen in der Küche. Sie ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören und er machte dem Kinde aus einer alten Zeitung einen Generalshut mit langem Federbusch und gab ihm seine Säbelscheide als Reitpferd. Kam Frau Dinchen in die Küche und hörte die beiden von „zu Hause" reden, so setzte sie sich wohl auf den blank gescheuerten Herd und plauderte mit von „zu Hause". Sie kannte bereits durch die Erzählung alle

Bewohner der beiden Dörfer; den berühmten Wolf Breitenbach aber kannte sie persönlich, denn er hatte Täubchen besucht und diese hatte ihn mit stolzer Genugtuung ihrer Madame vorgestellt. Herr Hornstein vermißte seine Gattin nicht, denn seine Gedanken waren vertieft in „die Kunst". Chöre und Melodieen für den neuen Tempel sollten systematisch auf Noten gesetzt werden und Herr Hornstein arbeitete unausgesetzt in Fugen und Kontrapunkt. So war er eines Abends in die Komposition eines neuen lecho daudi (Empfangshymne des Sabbats) vertieft, zu welcher er aus seinem Gedächtnis Opernmelodieen und altjüdische Psalmmotive zusammenlas und kühn zusammenschweißte. In theatralischer Attitude saß er am Klavier und probierte die erste Solostrophe mit seinem starkrostigen Tenor.

Meyer lauschte in der Küche. „Gott! wenn ich den lecho daudi zu singen hätt'!" sagte er kopfschüttelnd zu Täubchen, die Messer putzte; „da solltest Du was hören!"

„Ich weiß ja, was Du für ein Kol hast," entgegnete sie freundlich und zwei Grübchen lachten in ihren roten Backen.

Meyers Blicke fielen in diese beiden Grübchen, und alles andere vergessend, begann er den lecho daudi dessen Melodie sich sofort seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, zu singen. Es schmetterte durch die Küche, daß die an der Wand aufgehängten blechernen Deckel zu zittern begannen. Da öffnete sich plötzlich die Küchentüre. Wie eine Geistererscheinung stand Herr Hornstein darin. Er trug einen bunten Schlafrock und hatte nach alter Theatergewohnheit die Haare an den Schläfen in Papierpapillotten gewickelt. Mit offenem Munde hörte er zu; Meyer gewahrte ihn und stockte erschrocken. „Weiter! weiter!" rief Herr Hornstein; „junger Mann, Sie haben ein Kapital in der Kehle."

Meyer räusperte sich, er spürte nichts von dem Kapital. Aber Herr Hornstein faßte ihn bei der Hand. „Kommen Sie herein," sagte er, „Sie sind der Mann,

den ich suche. Ich brauche einen Tenor für den neuen Tempel, Sie haben das hohe C und werden die Gesänge nach dem neuen Ritus rasch erlernen. Singen Sie mir eine Tonleiter vor!"

Meyer machte ein verzweifelt dummes Gesicht, Täubchen lachte, aber ihr kluger Kopf verstand sogleich, welch' glänzende Aussicht sich ihrem Freunde eröffne.

„Nun, Meyer, wo ist Dein Kol geblieben!" rief sie und stieß ihn in die Seite.

„Haben Sie keine Lust zu dieser Karriere?" fragte Herr Hornstein.

„Ich bitt'," antwortete der lange Soldat verlegen, „bei der Karriere wär ich schon gern dabei, aber von dem neuen Mythus versteh' ich nichts und auf den Tonleiter hab' ich auch noch nicht gesungen, und daß ich einen hohen Zeh' hab', hab' ich auch nicht gewußt."

„Das wird sich alles finden," sagte Herr Hornstein mit überlegenem Lächeln und führte Meyer in sein Zimmer. Dort schlug er Noten auf dem Klavier an, die jener mit merkwürdiger Sicherheit traf und je höher desto glänzender erschallen ließ. Herr Hornstein ließ ihn dann noch ein „Stückchen" singen, das Meyer mit der, jeder jüdischen Kehle angeborenen Koloratur verbrämte und erklärte dann, er sei seiner Sache gewiß; er wolle der Gemeinde Bericht erstatten und Meyer als zweiten Chassen mit vierhundert Talern jährlichen Gehalts vorschlagen. Sobald sein drittes Militärdienstjahr vollendet sei, solle er sich ein Kämmerchen mieten und sich ausschließlich für sein Amt vorbereiten; einstweilen wollte er — Herr Hornstein — ihn unentgeltlich unterrichten. Dann entließ er ihn, stolzer auf seine neue Entdeckung, als Columbus auf die des neuen langen Kontinents, und Meyer fiel freudetrunken Täubchen in die Arme, die, an der Tür lauschend, schon alles wußte.

„Gott! was ein Glück!" rief Meyer einmal über das andere, „vierhundert Taler und die Kowed dazu! Das verdank' ich Dir, Täubchenleb! Jetzt kann ich meine alte Mutter zu mir nehmen und — —"

Er wollte weiter seine Zukunftspläne enthüllen, aber Täubchen schnitt ihm das Wort ab. „Mach' jetzt, daß Du heimkommst," drängte sie, „sonst versäumst Du den Zapfenstreich."

Er ging oder vielmehr er taumelte fort. Aber der Zapfenstreich war versäumt und der Gefreite mußte den lecho daudi mit vierundzwanzig Stunden Arrest bezahlen.

Als Tobiah Hof am nächsten Freitag sein Kind besuchte, sprach sie gleich von Meyer. Er verzog das Gesicht. „Ich weiß nicht, was Du alsfort mit dem langen Meyer hast," brummte er, „was soll bei dem Soldaten herausschauen?" Als er aber von der Anstellung hörte und erst von den vierhundert Talern, da sagte er schmunzelnd: „Was Du sagst, Täubchen!" Er warf einen Blick auf sie und bemerkte zum ersten Male, daß das Kind zur Jungfrau herangewachsen war und daß es ihr nicht zu verargen sei, sich für einen Mann mit vierhundert Talern Gehalt zu interessieren.

Wochen verstrichen. Das dritte Dienstjahr ging zu Ende. Meyer trat aus der Armee und mietete sich ein Kämmerchen. Täglich nahm er Unterricht bei Herrn Hornstein, täglich sah er sein Täubchen und endlich brachte sie ihm auch das Oelblatt, die schriftliche Ernennung zum zweiten Chassen, die Herr Hornstein ihr eingehändigt hatte. Sobald der Tempel eröffnet würde, sollte er in sein Amt und seine Bezüge treten.

Am selben Tage, noch ehe Täubchen das glückverheißende Blatt empfangen hatte, war Wolf Breitenbach gekommen, sie zu besuchen. „Ich muß doch einmal sehen, was mein klein Täubchen macht," sagte er und wickelte schwarzen Seidenstoff zu einer Schürze aus einem Papier, den er ihr wohlgefällig lächelnd überreichte.

„Das wär' nicht nötig gewesen," sagte Täubchen errötend, „es sei ihr ohnedies stets eine Kowed und eine Freude, wenn so ein Mann wie Wolf Breitenbach sich nach ihr umsähe!" Sie kredenzte ihm aus dem Speiseschrank ein Schnäpschen.

„Was bin ich schuldig?“ fragte er, in die Hosentasche greifend und mit dem Gelde klimpernd, „Du weißt, Wolf Breitenbach lumpt sich nicht.“

Täubchen trat gekränkt zurück. „Es gehört nicht meiner Herrschaft‘“ sagte sie, „ich hab’ mirs eingetan für meine lieben Gäst’ und Sie werden mir keine solche Schande antun wollen und mir dafür Geld anbieten!“

„Gott soll mich bewahren!“ sagte er und kniff ihr in die erröteten Wangen; „was ich Dir antun und anbieten möcht’, ist nur alles Gute! Ich hab’ Dich doch von jeher gern gehabt und nur Deinetwegen hab’ ich Deinem Vater geholfen, sonst wüßt’ ich oser nicht, was mich Tobiah Hof angeht.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte Täubchen, innerlich verletzt und von einem unheimlichen Gefühl beängstigt, und als Wolf sich neben sie auf die Küchenbank niedersetzen wollte, entwand sie sich mit den Worten: „Sein Sie mauchel (verzeihen Sie), Rebbe Wolf, aber das Kind schreit!“ Sie lief ins Zimmer und er warf ihr aus seinen kleinen grauen Augen einen lüsternen Blick nach.

Am Frankfurter Tor begegnete er Tobiah, der ausverkauft hatte und seinen Zwerchsack leicht über der Schulter trug.

„Godelkum (Willkomm)!“ rief er ihm zu, „gehen wir nicht einen Weg?“

Tobiah brummte etwas; er fürchtete an seine alte Schuld gemahnt zu werden. „Schlechte Geschäfte,“ schnarrte er, „kein Heller Verdienst! Man muß sagen: „fort mit Schaden,“ wenn man die Gäns nicht wieder auf dem Buckel heimtragen will!“

Wolf erwiderte nichts, sie gingen nebeneinander bis zum Wirtshaus „Zum letzten Heller“. „Wollen wir nicht ein bischen rasten?“ sagte Wolf.

„Ich hab’ kein Geld zu verzehren,“ antwortete listig der andere, der eine Falle vermutete.

„So werdet ihr mit mir ein Schnäpschen trinken oder eine Tass’ Kaffee; Wolf Breitenbach lumpt sich nicht.“

Tobiah sah ihn befremdet am. Sie setzten sich unter den Nußbaum, Wolf bestellte Kaffee und Butterbrot. Es war ein milder Herbsttag; ein sanfter Windeshauch schmeichelte das trockene Nußlaub von den Zweigen.

Tobiah," begann Wolf Breitenbach, „ich bin heut bei Eurem Täubchen gewesen. Ein gutes Kind, ein brav's Kind, sag' ich Euch — "

„Gott sei Dank, das ist sie," antwortete der andere; „nur verdient sie sich noch nichts Rechts. Ich hab' nichts gegen die Leut', aber zu verschenken haben sie selber nichts, und so gern Täubchen möcht', kann ich Euch immer noch nicht meine Schuld abtragen."

„Hab ich Euch schon gemahnt!" sagte der andere und schenkte ihm die Kaffeeschale zum zweiten Male voll. „Im Gegenteil, Tobiah! ich mach' Euch einen Vorschlag: gebt mir Euer Täubchen und Ihr seid mir nichts mehr schuldig."

Tobiah lachte, daß ihm der Pfeifenstummel aus den Lippen fiel. „Ihr wollt mich zum Narren halten," sagte er. „Ihr wollt mein Täubchen zur Frau? So wahr soll uns Gott helfen! Stuß! Ihr seid doch dreimal so alt wie mein Täubchen," rief Tobiah heftig.

„Nun, und wenn ich so alt bin?" schrie der andere, „ist ein alt Pferd nicht mehr wert wie ein junger Hund?"

„Aber ein jung Pferd ist noch mehr wert," versetzte Tobiah.

„Und ich laß mich nicht abschätzen," schrie der andere, „und was ich hab', ist immer noch genug, um anderen zu borgen und keinen Zins zu nehmen."

Tobiah wurde gelb. — „Zu sticheln braucht Ihr nicht, Rebb Wolf, wenn Ihr nur darum angefangen habt!"

‚Ich hab' angefangen; weils mein Ernst ist!"

„Das hab' ich mir nicht einbilden können," versetzte Tobiah ruhiger. „Uebrigens, wenn Ihr wollt, will ich mit Täubchen reden."

„Oser!" schrie der andere, purpurrot aufspringend; „ich laß mich nicht anbieten, wie Eure Gäns! Ich hab' geglaubt, Ihr springt vor Freude in die Luft, wenn

Wolf Breitenbach sich mit Euch verschwägern will. Aber wenn Ihr meint, Ihr tut mir eine Gnad' — oser! Kein Wort! Wolf Breitenbach lumpt sich nicht!" — Er warf das Geld für die Zeche auf den Tisch und ging davon.

Tobiah ging auf der andern Seite der Straße seines Wegs und pfiff. „So!" dachte er in sich hinein, „deshalb hat er mir Geld geborgt, der alte Kelef (Hund)! Großer Gott! hilf mir doch, das ich ihn los werd', es drückt mir ohnehin längst das Herz ab, was ich mir alles von ihm gefallen lassen muß!"

Seit jenem Tage waren die beiden Nachbarn brauches (gespannt), sie sprachen nicht mehr mit einander und grüßten sich nicht mehr.

Bei seinem nächsten Besuche erzählte Tobiah seinem Kinde von Wolfs Brautwerbung.

„Er hat Euch zum besten gehabt," sagte sie und zwang sich zum Lachen.

„Das hab' ich auch gemeint," erwiderte der Alte, „aber es war sein Ernst und nun ist er brauches. Ich machte mir nichts daraus, ich kann ohne Wolf Breitenbach leben, wenn ich nur erst abgezahlt hätt'!"

Täubchen schwieg verlegen; sie wollte nicht sagen, daß sie ihr bischen Erspartes dem Meyer zur Miete eines Kämmerchens geliehen hatte. „Zu Purim krieg ich zwei Taler von der Frau," sagte sie, „die könnt Ihr ihm geben. Vaterleb!"

Mißmutig kam Tobiah nach Hause. Die alte Bule war kränklich und schnarrte ihn an; aber sie übergab ihm einen Brief, den der Bote gestern gebracht hatte, und als Tobiah ihn erbrach und zu lesen anfing, glätteten sich die Falten in seinem alten Gesichte. Der Brief, mit hebräischen Lettern geschrieben, war von dem Rabbiner in Hersfeld! ein kinderloser Vetter Tobiahs, der dort ein Haus und Geschäft besaß, war vom Schlage getroffen worden und verlangte einen seiner Verwandten zu sehen. Ein Fünftalerschein für die Reise war beigeschlossen. Tobiah steckte den Fünftalerschein und seine Tfillim (Gebetriemen) rasch in die Tasche und beschloß, ungesäumt

die Reise anzutreten. Bis nach Hersfeld waren es fünf Stunden Weges; er konnte sie zu Fuß noch vor Nacht zurücklegen und das Reisegeld sparen. Er gönnte sich nicht einmal seine warme Kartoffelsuppe, sondern nahm ein Stückchen Wurst und Brot mit für unterwegs.

Die Nachricht von der Todeskrankheit seines Vetters war ihm wie ein ungeahntes Glück vom Himmel gefallen. Was lag ihm an Schmul Chajim, der nie etwas für ihn getan hatte. Aber daß dieser in der Todesstunde an ihn dachte, gerade ihn unter mehreren Verwandten zu sich berief, das war ein untrügliches Zeichen das er ihn zum Universalerben auserkoren hatte! Ein Haus in Hersfeld und ein Geschäft! Das würde er verkaufen, warum sollte er in Hersfeld wohnen, wo ihn niemand kenne? Nein, alles zu barem Gelde machen und nach Hause fahren mit zwei Kartoffelsäcken voll Talern, und Wolf Breitenbach sein Geld vor die Füße werfen und ihn auslachen! Denn den vor allen haßte er jetzt grimmig und gerade vor dem mußte er seine ihm geläufigen Redensarten im Zaume halten. — Er wanderte mit beflügelten Schritten, seine Wurst kauend, und fürchtete sich nicht einmal, als er bei sinkender Nacht durch den Wald mußte, in dem die Schwalm durch Basaltfelsklüfte sich Bahn bricht. Er murmelte sein Abendgebet und schloß es mit dem frommen Wunsche, daß sein Vetter Schmul Chajim glücklich ins Gan-Eden (Paradies) eingehen möge!

Jetzt schimmerten die Lichter von Hersfeld. Vom Kirchturme des Städtchens schlug es acht Uhr. Er fragte nach dem Hause des Vetters und betrachtete seine Lage und Bauart mit Genugtuung.

Eine alte Magd empfing ihn. Der Kranke sei schlecht, er dürfe so spät bei Nacht niemanden sehen! Sie wies ihm ein Kämmerchen an und brachte ihm eine Schale dünnen Kaffee. Tobiah, müde und erschöpft, warf sich aufs Bett, aber er schloß vor Aufregung kein Auge.

Der Morgen graute. Schwere Nebel sanken vom Himmel herab, die Luft war am frühsten Morgen schon sommerschwül. Er begehrte den Kranken zu sehen. Die Magd brachte ihm die Freudenbotschaft: die Nacht sei sehr gut gewesen, Schmul Chajim habe geschlafen und fühle sich bedeutend erquickt.

„Gott sei Dank!" sagte Tobiah und verzog das Gesicht. Er trat ins Krankenzimmer; der Vetter streckte ihm die Hand entgegen, er sah gar nicht so übel aus.

„Seid mauchel, Tobiah," sagte er, „daß ich Euch hab' herkommen lassen. So ein Schlaganfall ist immer erev Tod (Vorabend), da hab' ich doch wen von meiner Familie bei mir haben wollen und hab' Euch hinter dem Rücken von der alten Reike schreiben lassen."

„Es ist doch gar nicht so arg," entgegnete Tobiah, aufrichtig betrübt.

„Ja, es ist merkwürdig." fuhr Schmul Chajim fort, „wie mir Gott geholfen hat; hätt' ichs gewußt, so hätt' ich Euch die Müh' gespart, aber wenn ich davonkomm', so werd' ich Euch Eure Freundschaft nicht vergessen." Er wollte noch mehr reden vom Dableiben Sichsbequemmachen, da trat die alte Reike brummend herein. Der Doktor hab' befohlen, daß niemand lang mit ihm rede, er würde sich wieder verderben und sie noch einmal den Schreck und die Qual haben, und so knurrend schob sie Tobiah zur Tür hinaus. Draußen stand der dicke Landdoktor und bestätigte das Verbot. „Sie können übrigens ganz beruhigt nach Hause reisen," fügte er hinzu; „der Patient ist jetzt außer aller Gefahr!"

Tobiah stand allein im Hausflur. „Da wirds wohl am besten sein," murmelte er, „ich schau', daß ich vor Schabbes noch nach Hause komm'!"

Enttäuscht, verbittert und gekränkt stand er vor dem Hause, das ihm gestern abend so verlockend erschienen. Der alte Nebel hatte sich zu schweren, drohenden Wolken geballt. Sollte er zu Fuß heimwandern, fünf Stunden? Sollte er die Post abwarten, die bis in die Nähe seines Dorfes fuhr? Das würde die größere Hälfte von alle

dem verschlingen, was ihm von dem erträumten Reichtume übrig geblieben war. Er betastete den Fünftalerschein und beschloß, zu Fuß zu gehen; dabei wünschte er im Stillen den Vetter und Wolf Breitenbach ins Gehenom (Hölle)

Ein heißer Wind hatte sich erhoben und wirbelte den Straßenstaub auf; die Ebereschen an der Chaussee bogen und schüttelten sich und die abgerissenen roten Beerenbüschel flogen dnrch den Staub; man sah den Weg zu seinen Füßen nicht mehr. „Und fünf Stunden Weges! Um Gottes willen!" rief Tobiah aus, „es kann ein Gewitter kommen und mich totschlagen, dann hat Wolf Breitenbach erst eine rechte Nekome (Schadenfreude)!"

In diesem Augenblicke rasselte ein Wägelchen, es war das Postkärrnchen. Die Briefpost wurde dazumal noch in einem zweirädrigen Kasten befördert, den ein alter Postklepper zog. Man nannte ihn das „Kärrnchen". Hinter dem Briefkasten befand sich ein Raum für das Heu und den Hafersack.

„Halt! Postillon! rief Tobiah, „was muß ich zahlen, wenn ich hinten aufsitzen darf bis gegen Hof?

„Nanu, ein Taler wird gerade recht sein bei dem Staube und Wetter."

„Bist Du meschuge (verrückt)!" rief Tobiah. „Einen halben Taler geb' ich Dir und oser kein'n Heller mehr!"

„Weißt Du Jud'", entgegnete der Postknecht, „wir haben nicht miteinander die Schweine gehütet, daß Du „Du" zu mir sagst! Und wenn Du den Taler nicht hergeben willst, so lauf' zu Fuß! Hü!" Er trieb das Pferd mit der Peitsche an; ein furchtbarer Windstoß verhüllte das Fuhrwerk in Staub.

„Halt!" schrie Tobiah, „halten sie ein, Herr Postknecht! Ich geb' Ihnen in Gott's Namen den Taler!" Und mühsam kletterte er über das Rad hinauf und warf sich verzweifelt in das Stroh hinter dem Kasten. Keuchend holperte das Kärrnchen weiter durch Staub und Sturm. Nach und nach beruhigte sich Tobiah ein

wenig, und da er sein Morgengebet noch nicht verrichtet hatte, zog er die Tfillim hervor, legte sie um Kopf und Arm und begann mit murmelndem Singsang zu oren (beten).

Der Postknecht drehte den Kopf um und sagte, indem er lachend in seine Pfeife biß: „Hast Recht, Jud'; bet' nur Dein hebräisches Vaterunser! Wenn uns das Wetter in der Schwalmschlucht erwischt, kanns an den Hals gehen!"

Tobiah schüttelte sich heftiger und begann noch inbrünstiger zu oren.

Die Wolken hatten sich zu schwarzen Klumpen geballt, ein Gewitter, wie sie an der Grenze der Jahreszeiten am ungestümsten toben, grollte näher und näher, tiefe Finsternis brach herein, der Wind heulte und bog die Bäume an der Heerstraße, eine alte Pappel krachte dicht vor dem Fuhrwerk auf dem Wege zusammen. Das Pferd wich scheuend zurück, in Tobiahs Antlitz war kein Blutstropfen mehr. Jetzt platzte ein Hagelschlag über ihren Häuptern, der Postillon zog fluchend seinen Mantel über den Kopf, Tobiah verkroch sich unter das Stroh, zitternd pochte sein Herz gegen den rumpelnden Boden des Kärrnchens. Nun war die Schwalmschlucht erreicht. In der Felsenkluft war es völlig Nacht, unheimlich rauschte das vom Gewitterguß angeschwollene Wasser, Blitze zuckten, der Donner hallte an den Felswänden in brüllendem Echo wieder.

„Postillon!" flüsterte Tobiah zitternd, „sind wir durch?"

„Wenns den Steg abgerissen hat," brummte der Postknecht unter dem Mantelkragen heraus, „so müssen wir durchs Wasser! Kreuzsakrament, warum hab' ich mir auch einen Juden aufgeladen!"

Tobiah fühlte seine Todesstunde gekommen. Er begann die Widde (Sündenbekenntnis) zu sagen und schlug sich bei jeder Sünde verzweifelnd an die Brust. Die Todesgefahr hatte ihn aufrichtig gegen sich selbst gemacht. Bei jeder Sünde fragte er sich im Herzen,

ob er sie auch wirklich begangen habe! Bei den „Versündigungen im Handel und Wandel" blickten ihn seine aufgeblasenen Gänse mit gebrochenen, vorwurfsvollen Augen an. Als er aber an den „Hochmut, die Halsstarrigkeit, die Gehässigkeit gegen den Nächsten" kam, da stand Wolf Breitenbach vor seiner Seele, der Mann, den er am meisten haßte, der Mann, der ihn unterstützt hatte, der seinem armen Kinde die Hand geboten, das vielleicht heute noch zur hilflosen Waise würde! Und er klopfte noch inbrünstiger an die Brust und bat den alten Freund aufrichtig um Verzeihung. „Wenn ich lebendig davonkomm' . . ." rief er aus.

„Donnerwetter!" schrie der Postknecht dazwischen, „da hats richtig den Steg abgerissen, jetzt heißts mit dem Karren durchs Wasser gehen!" Unheimlich toste die Schwalm.

Tobiah hatte sich in Todesangst halb aufgerichtet und mit beiden Händen an die Räder des Kärrnchen geklammert. „Gott der Allmächtige!" stammelte er, „wenn ich lebendig durchkomm', so bin ich mich menadder (gelobe ich), daß ich Wolf Breitenbach mein Kind geb' und es ihm anbiet' und ihn um Verzeihung bitt'." Mit hervorquellenden Augen wartete er die Wirkung seines Gelübdes ab. Er hatte getan, was er zu tun nur vermochte; wie die Verlobten im Tempel hatte er dem Herrn ein Täubchen geopfert.

Schwankend keuchte das Kärrnchen durch den Fluß und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Dann erweiterte sich die Schlucht und drüben lag blauer Himmel über der Ebene von Hof und Breitenbach. Der Postillon schlug den Mantel zurück. „Du kannst von Glück sagen, Jud'," sagte er. Schweigend gab Tobiah ihm den Taler, nachdem er vorsichtig in der Station den Tresorschein gewechselt hatte, und langte noch vor Schabbes in seiner Heimat an.

Am Morgen des Sabbats trat er mit feierlicher Miene in die Betstube. Er schritt auf Wolf Breitenbach zu und sagte zu dem Erstaunten: „Laß mich auf-

rufen Rebb Wolf, ich will Gaumel berschen (das Gebet für Rettung aus Todesgefahr verrichten)! Aber zuvor bitte ich Euch tausendmal um Verzeihung, wenn ich Euch je beleidigt hab'."

Wolf Breitenbach fühlte die ganze Genugtuung über diese öffentliche Abbitte. Die Demut gilt, merkwürdigerweise, für eine jüdische Kardinaltugend, denn die Bibel nennt den Gesetzgeber Moses „sehr demütig".

Als Tobiah dann vor die Thora aufgerufen wurde und nach der Vorlesung eines Abschnitts den Segen über die Thora gesprochen hatte, fügte er mit lauter Stimme das Gebet für Rettung aus Todesgefahr hinzu und schloß zum Befremden des Auditoriums mit den Worten des Psalms: „Meine Gelübde bezahl' ich meinem Gotte im Angesicht seines ganzen Volkes!"

Nach der Schule umdrängte alles neugierig den Geretteten; er aber bat Wolf um ein Wort unter vier Augen. „Rebb Wolf," sagte er feierlichst, „Ihr habt um mein Täubchen angehalten; ich geb' sie Euch, wenn Ihr sie noch wollt."

„Ob ich sie noch will?" rief Wolf mit blitzenden Augen, „aber sagt mir Rebb Tobiah — —"

„Fragt mich nichts," unterbrach ihn dieser. „Ich bin gegen Euch undankbar gewesen und bin mich menadder gewesen, daß ich alles gut machen will; und jetzt ist mir ein Stein vom Herzen, daß wir wieder gut Freund sind."

Wolf reichte ihm gerührt die Hand. „Es ist mir hart genug angegangen," antwortete er, „daß ich mit einem alten Freunde hab' brauches sein müssen! Ich habs doch gut gemeint. Also ist alles wieder richtig und nach Sukkes (Laubhüttenfest) kann die Hochzeit sein!" — Er lud Tobiah zum Essen ein und ganz Hof war voll Freude und Jubel über die Verlobung.

Ahnungslos hatte das kleine Täubchen indes fortgearbeitet und fortgelacht, auch zuweilen an der Türe gelauscht und sich der musikalischen Fortschritte ihres Freundes gefreut. Wenn dieser auf der Tonleiter immer

höher hinaufstieg, so riß sie Mund und Augen immer weiter auf, und langte er bei dem gerühmten hohen C an, so schlug sie gar die Hände über dem Kopfe zusammen. Meyer hatte sich aus dem mütterlichen Depot Zivilkleider kommen lassen und sie während der musikalischen Intervallen selbst adjustiert, und da die militärische Laufbahn seiner früher so saloppen Haltung etwas abgeholfen hatte, so war er wirklich ein recht annehmbarer junger Mann. Und in wenig Monaten sollte seine Stimme vom Chor herab klingen und vierhundert Taler jährlicher Gage in seiner Tasche. Das erwog Täubchen eben im Stillen und zog mit der Haarnadel den Docht der Oellampe hervor, daß das Licht ihre frohen Hoffnungen noch glänzender beleuchtete, als sie durch den zu dieser Stunde ungewöhnlichen Besuch ihres Vaters überrascht wurde.

Tobiah hatte etwas Feierliches, als er sich am Herde niederließ und die Geschichte seiner Fahrt mit allem Aufgebot seiner schauerlichen Phantasie erzählte, wie er, ein zweiter Robinson, nur durch ein Wunder dem Schiffbruch entkommen sei.

Täubchen lauschte mit kindlicher Teilnahme und auch über die Krankheit des Vetters Schmul Chajim äußerte sie ihr aufrichtiges Bedauern. Nun glaubte sie die Mitteilungen beendet und wollte ihre unterbrochene Küchenarbeit wieder aufnehmen, als Tobiah sich erhob und mit aller väterlichen Autorität sagte: „Täubchen, mein Kind, zum nächsten Aufsagtermin gehst Du aus dem Dienst. Sags nur gleich der Madame Hornstein, damit sie sich nach wem andern umsieht."

Täubchen starrte ihn an.

„Und weißt Du, warum?" fuhr der Vater fort. „Ich hab' Wolf Breitenbach gesagt, wenn er Dich wirklich nehmen will, so geb' ich Dich ihm, es ist alles richtig und nach Sukkes ist die Hochzeit."

„Vaterleb! seid Ihr meschugge!" rief Täubchen aus und zwang sich zum Lachen, „Wolf Breitenbach

kann doch mein Großvater sein! Ihr wollt mich zum Narren halten, nicht wahr?"

„Kind!" erwiderte der Alte, „so soll Gott mir helfen, es ist mein Ernst. Du weißt, wie er damals um Dich angehalten hat, hab' ich nicht gleich Ja gesagt und war brauches mit ihm, aber wie ich in der großen Todesgefahr war, ist mir eingefallen, wie Unrecht ich hab', und ich bin mich menadder gewesen, daß ich Dich ihm geb'. Und Du weißt, Kind, wenn ein frommer Mann was auf sich genommen hat, so muß ers halten."

Täubchen stand wie vom Donner gerührt, alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen, in ihrem Herzen hämmerte es, daß sie kaum mehr atmen konnte.

„Sei gescheidt, Kind!" fuhr Tobiah fort, „und denk' nach. Ich hab' nichts und Du hast nichts und Wolf Breitenbach ist ein gemachter Mann. Bild' Dir ein, er sei jung! Was liegt Dir dran? Er hat Dich gern und Du mußt Dich an ihn gewöhnen, denn mein aulom habo (Seelenheil) hängt daran, daß ich tu, was ich auf mich genommen hab'. Und Du bist doch ein braves Kind und wirst Deinen alten Vater nicht um sein Seelenheil bringen wollen!"

Da brach Täubchen in krampfhaftes Schluchzen aus, es schüttelte sie am ganzen Körper und sie sank auf den Herd und verbarg ihre Augen in den Händen.

Meyer mußte das Schluchzen drin gehört haben, er stürzte heraus und als Täubchen ihn erblickte, vergaß sie den Vater und warf sich an Meyers Brust und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Meyer! Meyer!" rief sie schluchzend, „ich soll Wolf Breitenbach heiraten, mein Vater ist sich menadder gewesen!" Abwehrend hielt Meyer die Hand über den Kopf des zitternden Täubchens.

„Hast Du vielleicht was drein zu reden?" schrie Tobiah gereizt.

Aber Meyer suchte vor allem das Mädchen zu beschwichtigen. „Sei ruhig," sagte er, „Dein Vater hat

Dich lieb und wird Dich nicht zwingen, wenn Du nicht willst. Wenn er vorschnell ein Gelübde getan hat, so kann er sichs madder sein (lösen) lassen vor drei Zeugen; so viel versteh' ich auch vom Gesetz."

„Nichts verstehst Du!" schrie Tobiah; „heißt das vorschnell, wenn man mitten durchs Meer durch muß, wo einem das Wasser bis an den Kopf geht und es donnert und blitzt wie an J'me hamabul (zur Zeit der Sintflut)? Vor der Thora hab' ich Gott dem Allmächtigen gedankt, daß er mich errettet hat, und vor der Thora hab' ich geschworen, daß ich Wolf Breitenbach mein Kind geb'. Und Du redest ihr ab, Du, der selber am Altar zu Gott dem Allmächtigen vorbeten will, Du sollst Dich schämen!" Dann wandte er sich wieder zu Täubchen. „Du bist immer ein gutes, frommes Kind gewesen," sagte er und legte alle ihm zu Gebote stehende Rührung in seinen Ton, „bedenk', daß ich ein alter Mann bin und morgen sterben kann. Und wie soll ich vor Gott und Deine Mutter oleweschalem treten, mit so einer Sünde auf mir? Nicht wahr, Täubchenleb, Du siehsts ein, und wenn Wolf Breitenbach kommt, so wirst Du wissen, was Du zu tun hast!"

Täubchen nickte stumm mit dem Kopfe, der Alte ging beruhigt fort.

Meyer wollte noch bleiben, aber sie winkte ihm, fortzugehen. Mechanisch ordnete sie alles, was noch in der Küche zu tun war, sah nach dem Kinde, ob es ruhig schlafe und warf sich unausgekleidet auf ihr Bett, das Kopfkissen über ihr Gesicht drückend. Fieberträume flogen an ihren Sinnen vorbei. Sie sah Meyer im Bräutigamsanzuge mit dem silbernen Hochzeitsgürtel neben sich stehen; sein langes Gesicht lächelte ihr freundlich zu. Aber unter dem Lachen wurde es breiter und breiter, die ganze Gestalt schwoll an, der Gürtel wurde zu der alten ledernen Geldkatze, die Wolf Breitenbach um den Leib trug, und die grauen Augen des feisten Alten zwinkerten ihr lüstern zu. Sie drückte das Kopfkissen fester über ihre Augen; aber nun klang in ihre

Ohren deutlich die Melodie des neuen l'echo daudi, dazwischen kreischte die Stimme ihres Vaters: „Bring' mich nicht um mein aulom habo!"

Als Frau Dinchen am andern Morgen die Küche leer sah, trat sie in Täubchens Kammer und fand das Mädchen fieberglühend und verstört. Sie fragte, was vorgegangen sei, aber Täubchen schüttelte nur mit dem Kopfe: „sie wolle aufstehn und an die Arbeit gehen."

„Das litte sie nicht," sagte die gute Chassente, „Täubchen müsse im Bett bleiben und Kamillentee trinken, sonst könne eine hitzige Krankheit draus werden; die Küche besorge sie heute schon selbst und das Kind bringe sie zu Raafs Mine, da könnte es ein paar Stunden spielen."

Täubchen gehorchte; es war ihr als wären ihr alle Gelenke gebrochen; sie schlief ein. Gegen Mittag kam Wolf Breitenbach, frisch rasiert, die silberne Uhrkette mit dem Petschaft über den breiten Bauch gespannt und fragte nach Täubchen. „Sie sei krank," berichtete Frau Hornstein, „hoffentlich nicht bedenklich; ihr Vater sei gestern abend da gewesen und das arme Kind müsse einen großen Schiwerlef (Herzeleid) gehabt haben." Da ging Herr Breitenbach mit einem sehr langen Gesicht davon.

Gegen abend stand Täubchen auf. Seit Frau Hornstein den Namen von Raafs Mine genannt hatte, dämmerte ein Gedanke in der Seele des Mädchens, der zum festen Entschlusse wurde. Sie bat, ob sie ein bischen an die Luft gehen dürfe, dann würde ihr gleich besser werden, nahm ihr gestricktes Wolltuch über den Kopf und ging. Das war der rechte Weg, der einzige, die sie um Rat fragen konnte.

Obwohl Mine seit dem Tode des alten Raaf nur noch eingezogener lebte, hatte sie doch stets ihrem Pflegling die treueste Teilnahme bewahrt. „Das ist ein Mädchen, eine gute Tochter, eine fromme Seel'!" sagte Täubchen vor sich hin, „der will ich alles sagen, was

ich auf dem Herzen hab' und was die mir raten wird, weiß Gott! das will ich auch tun."

Eine Stunde lang saß sie bei der alten Freundin und schüttete vor ihr ihr Herz aus. Auch daß sie den langen Meyer so gern habe, verhehlte sie nicht; ihre Backen brannten nur noch röter bei diesem ersten Geständniß. Und als sie die letzten Worte ihres Vaters und die Mahnung an dessen Sterbestunde wiederholte, brach sie in heiße Tränen aus. „Ich will kein schlechtes Kind sein!" rief sie wiederholt und warf sich an die Brust der tief bewegten Freundin.

„Mein gutes Täubchen!" sagte diese schmeichelnd, „wie glücklich wäre ich, wenn ich Dir helfen könnte! Wenn mein guter Vater noch da wäre, der könnte uns sagen, ob solch' ein feierliches Gelübde und wie es zu lösen wäre. Aber Du weißt ja, wir haben jetzt keinen Raaf, und die vom Lande hereinkommen, halten sich an den toten Buchstaben des Gesetzes und fragen nicht viel nach den Empfindungen des Herzens. Mein eigener schlichter Verstand aber zeigt mir einen Ausweg. Wenn Dein Vater zu Herrn Breitenbach ginge — oder Du selbst, um ihn zu bitten, daß er freiwillig verzichte und ihn seines Gelübdes entbände —"

„Das tut mein Vater nicht," rief Täubchen, „nie, nie! dazu ist er zu stolz, und darf ich meinen Vater demütigen vor Wolf Breitenbach? Können Sie mir das raten?"

„Nein, mein gutes Täubchen!" rief Mine und küßte sie, „besser ist dulden, als kränken. Aber sag' mir eins: ist Dir Wolf Breitenbach wirklich so sehr verhaßt?"

„Gott soll mich bewahren," sprach Täubchen und dann senkte sie die Augen, „wenn ich nur den Meyer nicht gar so gern hätt'!" flüsterte sie errötend.

„Hast Du Dich ihm versprochen?"

Täubchen schüttelte den Kopf. „Wir haben nie von so 'was geredet," sagte sie, „aber ich weiß es doch, wie gern er mich hat!"

Da trat eine Träne in Mines Auge und sie sagte: „Gutes Kind, Du bist die einzige nicht, die nie erreichen kann, was ihr Herz sich erträumt hat. Weißt Du nicht, daß wir Frauen zum Entsagen geboren sind? In der Erfüllung dieser Pflicht liegt auch eine Seligkeit. Kennst Du die Geschichte von Jephthas Tochter?"

Täubchen schüttelte den Kopf.

„Ihr Vater gelobte in der Schlacht, wenn er siegen würde, das erste, was ihm begegnen würde, zu opfern. Da begegnete ihm zuerst sein einziges Kind. Und sie murrte nicht und gab sich freudig zum Opfer hin. Wer hätte sie gekannt, wenn sie glücklich gewesen wäre? Ihr Opfer allein hat sie heilig gesprochen und noch nach Jahrtausenden weint man ihr eine Träne nach!"

„Wie hat sie geheißen?" fragte Täubchen, unter Tränen lächelnd.

„Ihren Namen kennt man nicht," antwortete Mine, „nur ihren Gehorsam."

„Und hat sie ihren Vater glücklich gemacht?"

„Sie hat es wenigstens gewollt. Ob solche Gelübde Gott wohlgefällig sind? Wer darf darüber nachklügeln! Es steht ja in der heiligen Schrift!"

Da stand Täubchen auf, es war, als wäre sie um einen Kopf größer geworden. „Ich danke Ihnen, liebes Fräulein," sagte sie, „ich habs gewußt, daß ich bei Ihnen Trost fände, und ich bitte Sie, seien Sie mir nicht böse."

Mine küßte sie und Täubchen ging beruhigt nach Hause.

Mit Meyer sprach sie lang und eindringlich; der gute Mensch billigte alles, was sie vorhatte. Ihrem Vater sagte sie, er möge sie bei Wolf Breitenbach entschuldigen, daß sie neulich krank gewesen sei, sie komme noch vor den Feiertagen selbst hinüber. Bei Frau Dinchen erbat sie sich zwei Tage Urlaub, sie habe zu Haus eine wichtige Familienangelegenheit zu ordnen.

An einem wilden Herbstmorgen ging sie, das gestrickte, weißwollene Tuch über den Schultern, die schwarzgarnierte Kapuze auf dem Köpfchen und einen großen

roten Regenschirm in der Hand, zum Frankfurter Tor hinaus. Am Schlagbaume beim Chausseehäuschen stand Meyer. Täubchen war nicht überrascht, obwohl kein Wort verabredet war. „Ich laß Dich nicht allein gehn," sagte er, in gleichem Schritt sich anschließend.

„Glaubst Du, der Hans Ludwig kommt?" sagte Täubchen lächelnd.

„Gott weiß, wo der Rosche (Bösewicht) jetzt exerziert!" antwortete er und zwang sich auch zum Lächeln. Sie maschierten weiter. Täubchen holte mit ihren kleinen Füßchen weit aus, um Schritt zu halten.

„Denkst Du noch an damals?" sagte sie, „da hab' ich zum ersten Male gesehn, daß Du Mut hast!"

Meyer seufzte. „Was nützt der Mut," sagte er wehmütig, „wenn man keine Macht zum Helfen hat?"

Täubchen antwortete nicht und schritt rasch weiter. Eine Stunde Wegs gingen sie schweigend nebeneinander. Als sie an einem Apfelbaum vorbeikamen, der schwer beladen über einen Gartenzaun auf die Straße hinausragte, fiel ein reifer Apfel zu ihren Füßen nieder. Meyer hob ihn auf. „Ich bin Dir noch von damals einen Apfel schuldig," sagte er.

„Du mußt erst hineinbeißen wie ich," antwortete sie lächelnd.

Er schüttelte den Kopf und steckte den Apfel ein. Sie gingen weiter und erreichten die Hutweide vor ihrem Dorf. Eine Herde Gänse schnupperte in dem dürren Weidegras und stob auseinander, als die Wanderer sich nahten. Täubchen lockte sie. „Sollen wir den Schirhamalaus singen?" frug sie.

„Mir ist nicht singerig zu Mute," antwortete Meyer. Er blieb stehen, die Gänse beruhigten sich, Täubchen trat zu ihm, er hatte die Augen voll Tränen. „Wenn ich an damals denk'," sagte er — Täubchen legte ihm die Hand auf die Schulter. „Deshalb bleiben wir doch gut Freund, nicht wahr, Meyer?" Und sie blickte ihn mit ihren dunklen Augen wie bittend an.

„So lang uns Gott das Leben schenkt!" sagte er und eine Träne rollte über seine Backen.

Täubchens Auge verschleierte sich. „Ich bitt' Dich, lieber Meyer,„ sagte sie, „mach' mir das Herz nicht schwer. Du hast mirs ja versprochen und ich hab' ohnehin einen schweren Gang vor mir!"

„Du hast Recht, Täubchenleb," sagte er und sie gingen weiter. Sie erreichten das Dorf, Täubchen blieb stehen.

„Geh' Du jetzt heim zu Deiner Mutter," sprach sie, „und sag' meinem Vater, ich komm' bald nach. Ich gehe erst zu meinem — zu Wolf Breitenbach und will ihm sagen, daß ich da bin."

Meyer reichte ihr die Hand und ging weiter, ohne sich umzusehen.

An der Tür des Hauses hielt Täubchen einen Augenblick inne, um Atem zu schöpfen; sie knüpfte die Bänder der Kapuze, die mit ihrer schwarzen Krause wie ein Kranz ihr rundes Köpfchen umschloß, unter dem Kinn zu einer Schleife zusammen, lehnte den Regenschirm in eine Ecke des Hausflurs und klopfte leise an die Stubentür.

„Herein!" tönte eine speckige Stimme. Wolf Breitenbach saß im Dämmerlicht vor dem alten hölzernen Tische und sortierte kupferne und silberne Scheidemünzen in zwei hölzerne Schüsselchen. Als er Täubchen erblickte, hob er überrascht seinen schweren Körper in die Höhe. „Godelkum (willkomm) Täubchen," rief er aus, „wo kommst Du daher?"

„Aus der Stadt," antwortete sie, ohne ihn anzublicken, „ich wollt' Ihnen selber sagen, daß ich wieder ganz gesund bin!"

„Daß seh' ich unbeschrieen!" rief er, mit Wohlgefallen das blühende Gesichtchen musternd, auf das die Herbstluft ihren frischen Tau gehaucht hatte, daß es wie eine reife Pflaume zu duften schien.

„Was hat Dir denn eigentlich gefehlt?" fragte er.

„Es war nicht der Müh' wert," antwortete sie, „und meine Madame war übertrieben, daß sie meinem Vater und ihnen Angst gemacht hat. Und weil ich Sie seit der Zeit nicht gesehen hab', so komm' ich, Ihnen zu sagen, daß ich mit allem einverstanden bin, was mein Vater mit Ihnen abgemacht hat."

„Hat Dich Dein Vater gezwungen?" fragte er rasch und sah sie durchdringend an.

Sie hob die großen Augen zu ihm auf. „Ich laß mich nicht zwingen," sagte sie ruhig, „ich tu' nur, was mir mein Herz eingibt."

Breitenbach schüttelte den Kopf. „Ich glaubs nicht, Täubchen," sagte er, „so ein alter Narr bin ich doch nicht; red' ehrlich, Täubchen, nicht wahr, ich bin Dir zuwider?"

„Gott soll bewahren," rief Täubchen mit herzlichem Ton; „ich weiß, was Sie von jeher für uns getan haben und ich hab' Sie immer gern gehabt; gleich nach meinem Vater sind Sie gekommen, und wenn ich abends vor Einschlafen mein Schmajisrol gesagt hab', so hab' ich immer dazu gesagt: „Lieber Gott, laß meinen Vater gesund und Wolf Breitenbach und — —"

Sie stockte, das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Ist das wahr, Täubchenleb?" rief Wolf mit gerührter Stimme.

„Warum solls nicht wahr sein?" fuhr sie treuherzig fort: „es hat mich nur so gewaltig überrascht, daß Sie mich nehmen wollen, es war mir zu Mut, als wenn ich meinen Vater heiraten sollt'." Sie lächelte.

Wolf schwieg betroffen. „Also das ist es gewesen," sagte er nach einer Pause, „und weiter nichts?"

Täubchen schöpfte tief Atem. „Es war noch was," sagte sie, „und deshalb bin ich gekommen, um mit Ihnen zu sprechen, wie ich mit mir selber sprech', denn ich kann nicht mit Ihnen unter die Chuppe (Trauhimmel) gehen, ehe ich Ihnen das sag', ich mein', es wär' eine große Sünde. Wissen Sie," fuhr sie zögernd

fort, „der lange Meyer, der Bule ihr Sohn, ist von jeher ein guter Freund zu mir gewesen, und wie er als Soldat in der Stadt war, ist er immer zu uns gekommen und hat bei meinem Herrn das Singen gelernt; er kanns so schön, daß sie ihn angestellt haben im neuen Tempel als Chassen, und ich hab' mich so an ihn gewöhnt, daß ich alsfort an ihn denken muß. Wenn ich nun Ihr Weib werd', so können Sie sich darauf verlassen, ich werd' brav und gut sein, ich will Sie pflegen in ihren alten Tagen, wie Sie Ihre Frau olewescholem gepflegt hat in ihren jungen. Ich versprech' Ihnen auch, wenn Sie wollen, daß ich den Meyer nicht mehr sehen will und kein Wort mit ihm sprechen. Aber daß ich nicht mehr an ihn denken will, das kann ich Ihnen nicht versprechen, denn das geht über mein Jechaules (Kraft)." Tränen erstickten ihre Stimme. „So!" sagte sie und wischte sich die Augen aus, „jetzt ist mir ein Stein vom Herzen, wenn Sie jetzt wollen, kann die Hochzeit sein."

Wolf hatte ihr zugehört, es arbeitete sichtbar in seiner breiten Brust. „Du bist ein bravs Mädchen," sagte er mit bewegter Stimme, „so soll mir Gott helfen! Du bist ein merkwürdig Kind!"

„Was ist da merkwürdig dran?" erwiderte Täubchen und lächelte unter Tränen.

„So!" rief Wolf, immer heftiger aufbrausend, um seine Rührung zu verstecken, „Du bringst mir doch nur ein Opfer, weil sich Dein Vater menadder gewesen ist. Wer hats ihn geheißen!"

„Sein dankbares Herz," erwiderte Täubchen, „und er bringt mich ja nicht um, wie Jephtha seine Tochter, er gibt mich ja an einen braven Mann!"

Da verlor Wolf Breitenbach seine letzte Fassung; die Mahnung an Jephthas Opfer hatte sein Herz getroffen, er ward purpurrot. „So!" schrie er, „er gibt Dich mir, wie man einen tot macht! Und warum? Weil ihm das Wasser an den Hals gegangen ist, sonst

wärs nicht seine Ehre gewesen, sich mit Wolf Breitenbach zu verschwägern! O, ich kenn' Tobiah Hof nur zu gut!"

„Nein, Sie kenn ihn nicht," rief Täubchen, mit kindlicher Wärme für ihren Vater eintretend, „er weiß alles, er weiß aber auch, was er Ihnen und Gott dem Allmächtigen schuldig ist, und er will sich sein Gelübde nicht madder sein lassen, was er doch könnte, weil er sein Seelenheil zu verlieren glaubt, wenn er seinen alten Freund und Wohltäter kränkt!"

Breitenbach richtete sich hoch auf. Sein ganzer Stolz reckte sich mit seinem breiten Nacken empor. Ihn wollte Tobiah Hof an Großmut beschämen! „'s ist recht," sagte er ruhig. „Er hat geschworen, daß er Dich mir gibt und ich nehm' Dich." Er warf einen Blick auf Täubchen; sie sah ihn fest und ruhig an. Er schob die Geldschalen in die Tischschublade, steckte den Schlüssel ein und griff nach seiner Mütze. „Komm'!" sagte er kurz.

„Wohin?"

„Zu Deinem Vater; wir müssen ihm doch sagen, daß alles in Richtigkeit ist."

Sie gingen schweigend nebeneinander durch das lange Dorf. Als sie sich dem Häuschen Tobiahs näherten, drang der Klang einer hellen Stimme mächtig durch die dunkelnde Nacht.

„Was ist das?" fragte Wolf.

Täubchen lächelte. „Das ist dem Meyer sein Kol," sagte sie, „er singt seiner alten Mutter den neuen l'cho daudi vor." Und deutlich klangen jetzt die Worte: „Komm', o Freund, die Braut zu empfangen!" Da lächelte auch Wolf Breitenbach und brummte: „Merkwürdig!"

Als sie anklopften, verstummte der Gesang; als sie eintraten, erhob sich Meyer verlegen, um wegzuschleichen, die alte Bule saß zusammengekauert am Tisch und hustete.

„Godelkum, Rebb Wolf," rief Tobiah aufstehend, und als er Täubchen sah, wollte er sie begrüßen, aber Wolf hielt den Arm vor das Mädchen gestreckt und sagte: „Was wollt Ihr? Die gehört mir, es ist alles in Richtigkeit!" Einen Augenblick weidete er sich an dem allgemeinen Verstummen. „Ist es nicht so?" fuhr er dann fort. „Ihr habt Euch menadder gewesen, Rebb Tobiah, mir Euer Kind zu geben, und ich nehm sie!" rief er mit gehobener Stimme, „und Ihr seid jauze (frei), nicht wahr?"

Tobiah nickte zustimmend.

„Aber weil sie jetzt mir gehört," rief Wolf, „kann ich doch machen mit ihr, was ich will? Und ich geb' sie da dem langen Chassen! Was sperrst Du das Maul auf?" fuhr er lachend fort, als Meyer ihn entgeistert anstarrte, „willst Du sie nicht, weil sie nichts hat? Ich geb' meinem Kinde da gleich fünfhundert Taler mit, und wenn ich sterb', kriegt sie den Rest! Wolf Breitenbach lumpt sich nicht." Er stand ganz viereckig da, im Vollgefühle seiner Größe, und da sie alle ihn noch anschauten, als scherze er nur, nahm er Täubchen und legte sie dem trunkenen Geliebten an die Brust. „Gott ist mein Zeuge," rief er gerührt, „was ich sag', ist Taures Mausche (heilige Wahrheit)."

Da löste sich die allgemeine Erstarrung, es war ein Durcheinander von Reden und Schluchzen und Jauchzen und Umarmen, und selbst Tobiah vergab die Großmut seines Freundes und stieß Zischlaute der Bewunderung hervor. Als aber Meyer nun eine Dankesrede zu stammeln begann, sagte Wolf lachend: „Chassenleb, was ihr mir sagen wollt, singt mir!" Das nahm der Verwirrte buchstäblich und fing an das: „Komm', o Freund, die Braut zu empfangen!" so laut zu schmettern, daß die Wände des Kämmerchens bebten wie die Mauern von Jericho.

Täubchen lachte vor Jubel, bis ihr die Tränen kamen.

„Ist Dir nun ein Stein vom Herzen?“ fragte Wolf heimlich, und heimlich antwortete sie: „Von heut an bet' ich zuerst für Sie und dann erst für meinen Vater und für ihn!“

Im Spätherbste war der Tempel eröffnet und der neue Kantor, Herr Bettenhausen, debütierte zu allgemeinem Wohlgefallen. Kurz darauf war die Hochzeit, die erste im neuen Tempel. Frau Dinchen war die Unterführerin, da die alte Bule bettlägerig war. Sie hatte dem Brautpaar einen offenen Stadtwagen spendiert. Als sie durch die Mittelgasse fuhren, lud am Bierhaus „Stockholm“ ein schmutziger, vertrunkener Knecht Fässer auf den Leiterwagen. Er blickte auf, das schmucke Brautpaar zu bewundern. Ob er sie wohl erkannt hat? Es war Hans Ludwig!

Täubchen lud den alten Vater ein, zu ihnen zu ziehen, da Frau Bule zur großen Betrübnis ihres Sohnes kurz darauf das Zeitliche segnete. Der Alte verweigerte es; er wolle seinen Kindern nicht zur Last fallen. Als aber ein Jahr darauf der Vetter Schmul Chajim in Hersfeld wirklich starb und ihm ein kleines Kapital vermachte, fühlte er sich berechtigt, in die Stadt zu ziehen. Dort lebt er nun als Rentier bei seinen Kindern und schnitzt „Tendelchen“ für seinen pausbackigen Enkel.

Raschelchen.

Wenn Raschelchen durch die Straßen huschte und, an die Häuser gedrückt, sich plötzlich wie ein Schatten in der Tiefe eines Hausflur verlor, so schauderten die Vorübergehenden und warfen einen wehmütigen Blick auf das Haus, indem sie verschwand. Sie wußten, daß dort eine blühende Jungfrau, eine glückliche Mutter oder eine würdige Matrone im Sterben lag; denn nur dann verließ Raschelchen ihre Kammer im Dorfe neben dem Friedhofe, verrichtete am Sterbelager die Totengebete und wusch und kleidete die Leichen an. Deshalb nannte man sie in der Gemeinde den „Totenvogel"; wie die Möve den Sturm, so verkündete ihr Erscheinen den Tod, es war, als ob ihr Finger das geheimnisvolle Mal an die Haustüre zeichnen müsse, damit der Todesengel wisse, wo er einzukehren habe.

Raschelchen war eine siebenzigjährige Greisin, wenigstens schien sie es zu sein. Die Gestalt war klein und gebückt, über dem gefurchten, bleichen Gesicht schloß ein schwarzes Band sorgfältig die Haare ein, nach jüdischer Vorschrift; eine Haube mit verblaßten gelben Bändern war auch zur Winterszeit ihre einzige Kopfbedeckung; ein alter seidener Schal, der zwischen grün, gelb und graulich spielte, ward von den dürren Händen vorn zusammengefaßt. Dabei schüttelte oder nickte sie beständig mit dem Kopfe wie im Selbstgespräch, sah keinen der Vorübergehenden an und grüßte niemanden, als ob sie wüßte, daß ihr Gruß als böses Omen gälte. Und doch hatte ihr Blick nichts von dem Stechenden, das gewöhnlich dem „bösen Blick" (Ajin hora) zuge-

schrieben wird; ihr Auge war wie von einem grauen Schleier verdeckt. Der Schleier, wie ich mir später erzählen ließ, war aus Tränen gewoben!

Es fiel mir manches Mal auf, daß Raschelchen bei dem huschenden Gang zu Sterbenden in ihren dürren Fingern Blumen trug, die sie vorsichtig unter ihrem Tuche zu verstecken suchte. Selbst zur Winterszeit sah ich sie einmal heimlich in den Schellhasschen Garten schleichen und im Glashause bleiche Teerosen kaufen, die sie, wenn sie unbeachtet zu sein glaubte, lächelnd und mit dem Kopfe nickend betrachtete und sie dann ängstlich verbarg. Ich erinnerte mich, daß in der Gemeinde ein junges Mädchen gestorben war. Da man aber nach jüdischen Ritus die Toten nicht mit Blumen schmücken darf und Raschelchen mit Lebenden kaum verkehrte, so konnte ich mir den Zusammenhang nicht recht erklären.

Bald darauf gab mir eine befremdende unheimliche Szene den Aufschluß. Dem Vielgeprüften Dulder Joel Reinach war wieder eine seiner blühenden Töchter durch den Tod entrissen worden. Da ich zu den Bevorzugten zählte, welche an den hohen Feiertagen eingeladen wurden, die erforderliche Zehnzahl (Minjan) zum Gottesdienste in dem grünverhängten Zimmer des edlen Greises zu ergänzen, so drängte es mich, dem Leichenbegängnis des lieblichen Mädchens beizuwohnen, die im vergangenen Herbst noch in rosiger Blüte stand und nun für den herannahenden Lenz ihren Frühling zum Opfer bieten mußte. Die fromme Brüderschaft der „Chewre" war noch nicht versammelt, als ich beklommen die mit weißen Teppichen belegte Stiege hinanschritt. Nur wenige einzelne standen stumm im Wartezimmer, ich lehnte schüchtern am Stiegengeländer des Vorplatzes. Da sah ich die beiden jüngeren Töchter schwarzgekleidet und mit gesenktem Blick auf die Tür eines Seitengemaches zuschreiten, die sie scheu und bebend öffneten. Ein dumpfer Dunst von Wachskerzen und Räucherwerk drang aus dem Zimmer und unwillkür-

lich ließen die Mädchen die Türe halb geöffnet. Zwischen zwei auf schwarzen Leuchtern brennenden hohen Kerzen stand in der Tiefe des Zimmers der noch geöffnete, mit einem schwarzen Bahrtuche verhüllte Sarg. Die beiden Mädchen beugten sich hinab und faßten nach dem Bahrtuche, um die Züge der geliebten Schwester zum letzten Male zu sehen, da trat aus der dunklen Tiefe des Zimmers Raschelchen hervor und wehrte sie, mit dem Kopfe schüttelnd, ab. Unhörbare Worte wurden getauscht; die Mädchen ließen es sich nicht ohne sichtbares Widerstreben gefallen, daß die Alte mit einer baumwollenen Schnur vom Scheitel bis zur Sohle ihnen das „Maß nahm". Wie eine Parze schnitt sie mit einer Schere über ihren Häuptern den Faden ab. Ich weiß nicht, welcher Gedanke diesem jüdischen Gebrauch zu Grunde liegt. Nun darf dem Toten kein Liebespfand der Lebenden, keine Blume, kein Ring mit ins Grab gegeben werden, damit die sehnende Seele die Zurückgebliebenen nicht nach sich ziehe. Aber das Längenmaß jüngerer Verwandten legt man ihm gleichsam als ein Symbol des Loskaufs in den Sarg.

Als nun die Mädchen mit verhüllten Gesichtern am Fußende des Sarges niedergesunken waren, da sah ich, wie die Greisin, die sich völlig unbemerkt glaubte, rasch mit der Schere nach ihrem eigenen Haupte fuhr und unter der Haube ein Löckchen ihres silberweißen Haares abschnitt, das sie vorsichtig zu den zusammengerollten Schnüren des „Maßes" gesellte. Dann schob sie das Bahrtuch am Hauptende ein wenig zurück, legte leise tastend das Liebespfand unter das Haupt der Entschlafenen, und dicht an das Ohr der Toten gebeugt, murmelnd, Gebete und Grüße, nickte sie mit dem Kopfe und hob die Linke wie sehnsüchtig zum Himmel empor. Die Schritte der herannahenden Bürgerschaft erweckten sie; sie erhob sich rasch, die Furchen ihrer Wangen waren von Tränen durchrieselt. Die Mädchen schlichen stumm davon. Ein Murmeln von eintönigen Gebeten, dazwischen die dumpfen Schläge des Hammers auf den

tannenen Deckel des Sarges — und der traurige Zug setzte sich in Bewegung. An die Fensterscheiben gedrückt, weinten die Schwestern in ihre weißen Taschentücher dem letzten Gruß; der greise Vater blieb in seinem Zimmer verschlossen.

Ich muß gestehen, daß meine Gedanken nicht bei den Trauernden, nicht bei der jugendlichen Leiche, sondern allein bei der seltsamen, unheimlichen Greisin weilten. Die Furcht, die ich einst vor ihr empfand hatte sich in tiefstes Mitleid verwandelt. Ich fühlte, daß ihre Blumen wie ihre Tränen nicht den Fremden galten und daß sie die Locke ihres Silberhaares ins Grab gesandt, weil sie das Hinabgezogenwerden ins Schattenreich nicht fürchtete, sondern ersehnte.

Ich nahm mir vor, nach Raschelchens Schicksalen zu forschen. Was ich von der Mutter und von der alten Tante Channe, die die Chronik der Gemeinde war, erfuhr, das will ich mitzuteilen und zu schildern versuchen.

In den westfälischen Zeiten, als König Jérôme in Wilhelmshöhe, das man Napoleonshöhe nennen mußte, residierte, herrschten auch in unserer Stadt alle Moden der Kaiserzeit. Franzosen errichteten glänzende Kaufläden, französische Schneider schnitten die Zwickelkleider und „kurzen Taillen" zu und französische Haarkräusler lösten die deutschen Zöpfe und drehten Löckchen und schlangen Haarschleifen a l'imperatrice. Zu dieser Zeit nun war eine jüdische Friseurin in die Gemeinde gekommen, die sich Rachel nannte; natürlich sprach sie ihren Namen französisch aus, und man hängte ihm, da das Persönchen klein, zierlich und beweglich war, das heimische Diminutiv an, wodurch der Name Raschelchen entstand. Im schlechtesten Französisch mit jüdischem Tonfall erzählte sie jedem: »Je suis de Metz!« Ihr pere sei Kantor an der großen Synagoge, ihr mari, Monsieur Piccard, sei bei der großen Armee, sie sei nur zum Vergnügen gereist und frisiere pour passer le temps; sie sei une femme respectable und

tres religieuse! Doch trug sie nicht nach Art jüdischer Frauen die Haare versteckt, sondern à la Titus zu kleinen schwarzen Löckchen aufgebauscht, und zwei bewegliche schwarze Augen funkelten aus dem kleinen braunen Gesicht. Sie lief zu allen Damen, auch bei den Behörden und der Generalität hatte sie geschäftig zu tun und »mon mari« war ihr drittes Wort. Man kümmerte sich aber nicht viel um den »mari« und fragte nicht lang nach ihren Antezedenzien, denn sie bewährte sich bald so trefflich in ihrer Kunst, daß alle Frauen und Mädchen auf den Bällen in der „Ressource" nur von Raschelchens Hand frisiert erscheinen wollten. Auch fand selbst die spitzigste Zunge ihr außer den häufigen Besuchen des Militärgouvernements nichts vorzuwerfen. Als die „französischen Zeiten" zu Ende gingen, kehrte sie, wie sie sagte, nach Hause zurück, ihren Vater zu besuchen; von ihrem „mari" sprach sie nicht mehr. Nach wenigen Monaten aber kam sie wieder. Ihren Vater hatte sie verloren, ihren Mann nicht wieder gefunden, aus dem beweglichen Mädchen war ein stilles Weibchen geworden. Ein vierjähriges Töchterchen, Namens Reine, war alles, was sie aus der Heimat mitbrachte. Die Zeiten hatten sich geändert, man trug schlichte Kleider und schlichte Zöpfe à la Kurprinzeß; statt der Bälle und Maskeraden waren Arbeitskränzchen und fromme Erbauungsstunden Mode geworden. Die Aufnahme fremder Juden in die Stadtgemeinde war sehr erschwert durch die Polizei, ja gänzlich verboten, wenn sie nicht reichliche Existenzmittel nachweisen konnten. Raschelchen hatte einen schweren Stand, aber ihr zur Seite stand eine siegreiche Fürbitterin: die kleine blonde Reine, das schönste Kind auf Erden! Der hebräische Name Malke, Regina, französisch Reine, wurde sofort in „Reinchen" übersetzt und paßte vortrefflich auf das rosige, durchsichtige Kind, das so rein und zierlich wie ein Porzellanprinzeßchen aussah und alle Welt anlächelnd an der Hand der ärmlichen Mutter hing. Die Frauen und Mädchen blieben auf der Straße stehen, um Reinchen

zu herzen und zu küssen, wenn sie im Jargon der Mutter grüßte; in kurzer Zeit war sie so ganz Eigentum der Gemeinde geworden, daß man sich rastlos bemühte, ein Plätzchen für Raschelchen zu finden, und es auch endlich fand. Das Frauenbad brauchte eine Dienerin. In der alten Synagoge, in deren Kellerraum sich das rituelle Bad befand, war ein baufälliges Zimmerchen im dritten Stock, das die Gemeinde herzustellen sich entschloß. Hier wurde Raschelchen installiert; gewissenhaft waltete sie ihres neuen Amtes, handelte nebenbei ein wenig mit alten Spitzen oder versuchte bei besonderen Gelegenheiten ihre alte Kunst an den fettglänzenden Haaren ihrer Nachbarinnen. Wie ein Rosenpflänzchen an einer verfallenen Mauer wuchs Reinchen in dieser Ruine auf, gepflegt und gehätschelt von abgöttischer Mutterliebe. Trotz des modrigen Stübchens und dem von verwitterten Balken gestützten Haus des dunklen Gäßchens, in dem die Sonne nur die Giebel der Dächer streifte, leuchtete das Mädchen wie von innerem Sonnenscheine und hüpfte mit ihren goldfarbigen Saffianschuhen so zierlich über das schmutzige spitzige Pflaster des Gäßchens, als ob es das Parket eines Tanzsaales wäre. Auf ihrem Kleidchen durfte kein Flecken sein, durch ihre goldblonden Haare war stets ein farbiges Band geschlungen, denn die Frauen und Mädchen beschenkten sie mit Bändern und Schmuck, während Raschelchen selbst zur Winterszeit sich in ihren seidenen Schal caca dauphin einwickelte, den sie aus besseren Zeiten aus Metz mitgebracht hatte. Aber sie verlangte nichts anderes, sie wäre gekränkt gewesen, hätte man sie und nicht ihr „gebenschtes Reinchen" beschenkt. In seliger Mutterlust betrachtete sie das Kind und hätte nicht mit Madame Goldschmidt und Madame Feidel, den reichsten Frauen der Gemeinde, getauscht!

Als Reinchen das zwölfte Jahr erreicht hatte, erregte neben ihrer Schönheit ihr musikalisches Talent die allgemeine Aufmerksamkeit. Ihre glockenhelle Stimme drang wie das Gezwitscher eines Kanarienvogels aus dem Fenster des dumpfigen Zimmers in die Gasse hinaus; was sie

einmal gehört, das trällerte sie sofort nach und die Leute im Gäßchen schauten hinauf, wenn „das Kind" sang. „Wart', ich schenk Dir was," sagte die dicke Trödlerin, die in dem verfallenen Hausflur der alten Synagoge ihren Kram feilbot. Aus altem Gerümpel suchte sie eine gesprungene Geige hervor. Reinchen putzte sie zierlich wie ein Kätzchen und bat die Mutter, ihr Saiten zu kaufen. Ohne jemals ein solches Instrument in der Hand gehabt zu haben, zog sie die Seiten auf und stimmte sie vorsichtig lauschend, und mit dem mühsam gereinigten Bogen wußte sie der Geige alsbald Töne zu entlocken und fügte sie zu den Weisen, die sie zu zwitschern gewohnt war. Verwundert und bewundernd nickte Raschelchen mit dem Kopfe dazu.

Der Flickschneider Engelbrecht gegenüber im Gäßchen hatte einen Sohn, der im Orchester des Hoftheaters spielte. Christian, so hieß er, hörte vom Fenster aus die Studien Reinchens auf dem gesprungenen Instrumente, winkte ihr und bot ihr seine Geige und sich selbst zum Lehrer an. So studierte nun Reinchen bei dem jungen Engelbrecht und dieser fand nicht Worte genug, das seltene Talent des Mädchens zu bewundern. Täglich kam er hinüber, seine Stunden versäumend, und brachte die Geige mit und Noten, die Reinchen so spielend erlernte, daß sie das Schwierigste bald vom Blatt lesen konnte.

Raschelschen aber saß Abende lang bei der Unschlittkerze im niedern Kämmerchen und stieg an den Skalen Solfeggien, die ihr „gebenschtes Reinchen" mit kühn geschwungenem Bogen der Geige entlockte, wie auf einer Jakobsleiter in den Himmel hinan. Sie nickte mit dem Kopfe den Takt, schüttelte ihn vor Bewunderung, wenn die Saiten unter den rosigen Fingerspitzen ihres Kindes trillerten, und murmelte dazu deutsche, französische und hebräische Liebesausdrücke. Und wenn Engelbrecht mit strahlenden Augen die geniale Schülerin betrachtete oder mit einem: „Brav, brav Reinchen!" auf die Schultern klopfte, so rief die glückliche Mutter nur: „Gelt! was für ein Kind!"

„Sie müssen sie mir einmal bringen," sagte Frau Chaichen Büding, der schönste und wohltätigste Frau der Gemeinde, zu Herrn Engelbrecht, der ihren Sohn auf der Geige unterrichtete. „Ist das Talent des Mädchens wirklich so außergewöhnlich, wie Sie sagen, so muß der Frauenverein für ihre künstlerische Ausbildung auch etwas Außergewöhnliches tun."

„Da wäre wohl das erste," sagte Engelbrecht, „daß ihr ein anderes Instrument und" — fügte er bescheiden hinzu — „ein anderer Lehrer gegeben würde, denn bei mir kann sie kaum mehr etwas lernen. Die Technik bewältigt sie wie durch ein Wunder in Jahresfrist, und was die musikalische Auffassung betrifft, so bin ich Handlanger der Kunst nicht im Stande, ein solches Genie zu leiten."

„Für die Geige soll gesorgt werden," erwiderte Madame Büding, „und welchen Lehrer glauben Sie —"

„Sind wir nicht so glücklich," rief Engelbrecht begeistert aus, „den größten Meister den Unsern zu nennen: Ludwig Spohr!"

Madame Büding sann einen Augenblick, dann grüßte sie freundlich den jungen Musiker, kleidete sich an und begab sich in das ihrem Hause auf dem Königsplatze benachbarte bescheidene Gartenhäuschen, das Ludwig Spohr, der berühmte Kompositeur und unübertreffliche Geigenspieler, bewohnte, der kurz zuvor als Kapellmeister an die kurfürstliche Oper berufen worden war. Die schöne und angesehene Frau war mit der Gattin Spohrs, einer trefflichen Harfenspielerin, seit längerer Zeit befreundet. Die edle, feingebildete Künstlerin besaß außerdem die Kunst, das herbe und unzugängliche Wesen ihres berühmten Gatten zu mildern. Ihrer Fürsprache gelang es, daß der Meister sofort versprach, das Kind anzuhören.

Wie Reinchen aufjubelte, als Madame Büding ihr das neue Instrument von mäßigem Werte sandte, so erschrack sie bei der Aufforderung, sich dem großen Meister vorzustellen. Raschelschen bat dringend, sie begleiten zu dürfen, und die Gönnerin versprach sich von diesem

Kontrast die sicherste Wirkung. Das hochaufgeschossene Kind im weißen Kleidchen, mit den goldblonden langen Zöpfen, zaghaft die langen Wimpern senkend vor dem bevorstehenden Glück, glich einem Dürerschen Engel, während Raschelschen, in ihrem grüngelben Schal eingewickelt, den Violinkasten unterm Arm und fortwährend mit dem kleinen Kopfe nickend, ein echtes, niederländisches Genrebild bot. Am Eingang des Gartens aber blieb das Mütterchen trotz alles Zuredens stehen; sie wartete, unter den Bäumen versteckt, bis die Töne von der Geige des „gebenschten Kindes" erklangen.

Meister Spohr war von dem Klavier, auf dessen halbgeöffnetem Deckel die Partitur seiner Oper: „Der Alchymist" aufgeschlagen lag, die er emsig korrigierte, aufgestanden, die Eintretende zu begrüßen, eine hohe, mächtige, volle Gestalt mit edlen Gesichtszügen und einer Stirn wie des Jupiter von Otricoli. Die Störung in seiner Arbeit schien ihm unwillkommen zu sein, das Mädchen, das mit klopfendem Herzen vor ihm stand, würdigte er keines Blickes. Indessen hatte Frau Spohr das Klavier geöffnet und freundlichst das befangene Kind herangezogen. Sie griff nach dem Notenhefte, das Reinchen in den Händen hielt, und bot sich ihr als Begleiterin an. Lächelnd über die Wahl des schwierigen Stückes – es war ein Spohrsches Violinkonzert — nickte sie der jungen Virtuosin zu, zu beginnen. Der Meister hatte neben Frau Büding auf dem Ledersofa Platz genommen, und da dieses dem Fenster gegenüber stand, durch das der Strahl der Frühlingssonne durch junges Laub zitterte, die Augen durch einen grünseidenen Schirm geschützt.

Und Reinchen begann, die Saiten zitterten unter ihren bebenden Fingern, alles Blut war aus ihren durchsichtigen Wangen gewichen. Aber bald hatte sie die Außenwelt vergessen, ganz versunken in das mächtige Tonstück; kühn und sicher schleuderte ihr Bogen wie Wurfgeschosse die schweren Passagen des Allegrosatzes hervor. Immer aufmerksamer lauschte der Meister, schob

den Schirm vor den Augen und betrachtete das erglühende Kind, das die seelenvollen, durchgeistigten Blicke von den Noten emporgerichtet hatte und wie durch Intuition das herrliche Tongemälde zu improvisieren schien. Mühsam keuchte das mittelmäßige Instrument, wie ein müdes Pferd von einem stürmischen Reiter beflügelt; da, als der Allegrosatz beendet war, riß er plötzlich aus Reinchens Hand die Geige und bot ihr seine eigene, die im geöffneten Futteral auf dem Klaviere stand. Wie ein Schauder durchrieselte es das Kind, als sie das durch Meisterhand geheiligte Instrument ansetzte und Frau Spohr wohlgefällig lächelnd die Akkorde des Adagio anschlug. Und Reinchen ergriff den Bogen und spielte; Orgeltöne entströmten dem wundervollen Amatti, eine große Träne trat in die goldblonden Wimpern des Mädchens und die Noten zerrannen allmählich vor ihren Blicken. Die Geige entglitt ihrer Hand und sie bedeckte verwirrt die Augen mit den Händen; aber da hatte sie der Meister auch schon mit beiden Armen um die Mitte gefaßt, hoch emporgehoben und einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt. „Kommen Sie so oft Sie wollen und spielen Sie mir vor," rief er aus, „Sie haben von Gott, was eine Künstlerin braucht, und das übrige wollen wir schon dazu tun! — Ich danke Ihnen," sagte er zu Madame Büding, die ihm gerührt danken wollte; „ich hasse die Wunderkinder, aber das blonde Geschöpfchen da ist kein Kind, der große Ton verrät eine große, reife Seele!"

So war nun Reinchen eine Schülerin Spohrs geworden; mehrmals wöchentlich unterrichtete sie der Meister und die ganze Gemeinde sprach davon und überhäufte Raschelchen mit Glückwünschen. Man wollte ihr eine andere, lichtere, luftigere Wohnung mieten, aber sie wies es zurück und Reinchen bat flehentlich, sie in dem Stübchen der alten Synagoge zu lassen, an das sie und ihr Mütterchen gewöhnt wären. „Nicht wahr, Mutterleb, wir bleiben hier!" rief sie mit stürmischer Hast, und während sie die Arme um die Mutter schlang, flog ein verstohlener Blick durchs Fenster in das enge Gäßchen hinaus.

„Gewiß, mein gebenschtes Kind!“ antwortete die glückliche Mutter. Ihr Glück hatte sie statt mit Hochmut mit tiefster Demut erfüllt. Sie war von nun an das Muster skrupulöser Frömmigkeit. Sorgfältig trug sie die Haare unter dem schwarzen Band versteckt, begleitete jeden Ton von der Geige ihres Abgottes mit Segenssprüchen und Psalmen, die sich unwillkürlich den Melodieen fügten, und Reinchen mußte ihr das Opfer bringen, am Sabbat die geliebte Geige ruhig im Futteral schlummern zu lassen. Sprach man ihr bewundernd von dem Kinde, so wehrte sie kopfschüttelnd und mit dem Gemurmel: „Unbeschrieen und unberufen“ ab, als fürchte sie den Neid der bösen Mächte, und nur ein glückseliges Lächeln ergänzte das, was ihre Worte zu verschweigen gebeten hatten.

Man lud Reinchen in Gesellschaften, man wollte Proben ihres vielgepriesenen Talentes hören; sie schlug es ab, sie habe noch viel zu studieren, bevor sie sich öffentlich hören lassen dürfe; die Mutter war glücklich über diese Weigerung, sie wollte sie allein haben, ihr alles auf Erden sollte ihr eigenstes Eigentum sein. Wenn Engelbrecht zuredete, Reinchen könne sich bereits mit jedem Virtuosen messen, so schüttelte Raschelchen heftig das Haupt. „Mein Reinchen darf nicht wie andere Musikanten applaudiert werden,“ sagte sie, „über mein Reinchen muß man Broche machen (Segen sprechen)!“ Und das tat sie mit Blick und Mund, wenn im kleinen, von einem Oellämpchen beleuchteten Stübchen die Geige Reinchens erklang, die Engelbrecht auf einem alten Spinett begleitete, das man beim Trödler gekauft hatte, und auf dem die vergriffenen Noten der Leihbibliothek aufgeschlagen lagen. Dann saß Raschelchen in der dunklen Ecke des Zimmers und murmelte kopfnickend: „Gott! Allmächtiger! — das Kind! — mein Reinchen — mein Tachschid (Herzblatt) — mein Bijou! — Lau kom (das steht nicht wieder auf)! Gott! die Sechi (Freude)! — Wenn mein Vater das hörte, er wär' mir alles mauchel (er verziehe)! — Hör' einer den Ton! — Das ist Kischev (Hexerei) und seh'

einer das Gesicht! Ganz wie er! — Der Chein von Josef (die Grazie Josephs)! Mein Reinchen — mein' Perl, Gott erhalt' Dich, Omen weomen (Amen)!" So ungefähr lauteten die Texte der Mutter zu den Melodieen des Kindes.

Dann lächelte wohl Reinchen, glücklich über die Ausrufungen der Mutter, verstohlen dem Begleiter zu.

Denn dieses glückselige Stillleben hatte nur den einzigen Zeugen — Engelbrecht. Als ihr erster Lehrer begleitete er mit stillem Triumph die Fortschritte der jungen Künstlerin, die er als seine „Erfindung" betrachtete. Der schlanke, zwanzigjährige Jüngling mit dem hellblonden Haar, das, schlicht hinter die Ohren gestrichen, in den Nacken herabfiel, mit den geröteten Wangen und dem wasserblauen Augen, die durch eine Brille ohne Fassung zutraulich hervorblickten, hatte sich nach und nach seiner kleinbürgerlichen Familie und den Kreisen seiner Kollegen auf den „Felsenkeller" ganz entfremdet und verbrachte jede Stunde, die seine Beschäftigung im Theater und die bescheidenen Lektionen, die er zu geben verurteilt war, freiließen, in dem kleinen Stübchen der verfallenen Synagoge. Dort war es so heimlich, wenn ein Sonnenreflex vom Giebel des hohen Nachbarhauses durch die weißgewaschenen Fenstervorhänge glitt und die beiden Basilicumstöckchen am Fensterbrett dem Lichtschein entgegendufteten, oder wenn abends die messingene Oellampe auf der weißen Serviette des Tisches ihre hellen Kreise an der niedern Decke des Zimmers spiegelte und Reinchen vom Schemel des alten Lehnstuhls, auf dem die Mutter eingenickt war, hastig aufsprang und dem eintretenden Freunde die feinen weißen Händchen entgegenstreckte. Dann wurde die neue Geige sorgfältig hervorgeholt und Engelbrecht begleitete ihr am Klavier eine Beethovensche Sonate oder auf seinem Instrument spielte er ein Duo mit ihr und sorglich lehnten sich die beiden blonden Köpfe aneinander, um die Stimmung der Geigen zu prüfen. Mit dem Nachbarssohne, dem Kinde armer Leute, dem Berufsgenossen, konnte sie ja mit jener unbefangenen Vertraulichkeit ver-

kehren, die in den kleinen Städten die Kinder einer Gasse von selbst befreundet. Er nannte sie Reinchen, sie ihn Christian, ein Name, der Frau Raschelchen nie geläufig werden wollte, die statt dessen beharrlich den Namen Engelbrecht gebrauchte.

Und Engelbrecht wuchs unvermerkt an dem Talente seines Zöglings mit empor. Das Fluidum des Genies, das ihr Spiel durchgeistigte, floß in ihn über und erschloß ihm ein neues Verständnis der Musik. Wenn er früher handwerksmäßig korrekt seine Aufgaben gelöst, so vermochte er jetzt ein Tonstück mit der feinen musikalischen Empfindung nachzuspielen, die Reinchen intuitiv, oder von ihrem großen Meister belehrt, aus den Tönen zu wecken verstand. Wenn er zuweilen auch die etwas überhastete Technik des begeisterten Mädchens oder die allzu individuell gestaltete und zerissene Phrase zu verbessern fand, so war sie im Grunde doch seine Lehrerin geworden. Unwillkürlich fühlten sie, wie sie sich einander ergänzten; anmutig fügten sich die Töne ihrer beiden Geigen in gleichem Strich gleichsam zu einem Tone; Auge in Auge gesenkt, lauschten sie sich vorahnend jede Nuance des Vortrages ab, jedes Gefühl, jede leidenschaftlichere Steigerung; ihre Seelen flossen ineinander und ihre Herzen vibrierten harmonisch wie ihre Saiten!

Zuweilen brachte er zwei seiner Kollegen zu Quartettübungen mit. Die Musiker und ihre Pulte füllten den engen Raum und Raschelchen saß auf der Pritsche am Fenster, ihr Gebetbuch in den Händen, den Kopf vor Bewunderung nach dem Takte schüttelnd, oder die schwierigen Passagen der Primgeige, die ihr gebenschtes Reinchen spielte, mit einem staunenden „St! St!" begleitend.

So spann sich das glückliche Stillleben viele Monate lang fort.

An kleinen Schatten fehlte es dennoch nicht. Wenn am Freitag abend Engelbrecht das verschlossene Klavier öffnete, ein Lieblingsstück anschlug und Reinchen hinter dem Rücken der Mutter unwillkürlich zur Geige griff, dann stürzte Raschelschen herein mit dem Ausrufe: „Reinchen,

was tust Du! am heiligen Schabbes (Sabbat)!" Verschämt legte dann das Mädchen die Geige weg und wollte Engelbrecht eine spöttische Bemerkung machen über die „lächerlichen Vorurteile" und die „Beschränktheit des jüdischen Zelotismus", so legte sie ihm heimlich die Hand auf die Schulter oder blickte ihn mit flehendem Ausdrucke an, die Mutter nicht zu erzürnen. Die aber schüttelte den Kopf und murmelte abgewandt: „Der Goi (Christ)!" Zu Reinchen sprach sie kein Wort darüber, sie wußte, wie unentbehrlich ihr der Kunstgenosse sei!

Gegen das Frühjahr aber, in welchem Reinchen ihr sechzehntes Lebensjahr erreichte, hatte das Mutterherz der frommen Frau einen schweren Kampf zu bestehen. In der Garnisonkirche, die die schönste Orgel der Stadt besaß, sollte in der Charwoche ein großes Oratorium aufgeführt werden. Spohr leitete das Musikfest, Henriette Sonntag sollte die Sopranpartie singen, für ein Violinsolo, das eine Arie der großen Sängerin einzuleiten und zu begleiten hatte, bestimmte Spohr, der selbst den Taktstock führen mußte, unser Reinchen. Wie sie bei dieser Nachricht erglühte, wie sie begeistert das Tonstück dem Meister vorspielte, der ihr wohlgefällig auf die Schulter klopfte! Wie sie jubelnd der Mutter diese seltene Auszeichnung verkündete und Engelbrecht von dem Aufsehen sprach, das der Name Reine Piccard neben dem der weltberühmten Sängerin machen würde! Aber Raschelchen schüttelte nur heftig den Kopf. „Mein Kind soll in der Tifle (Kirche) spielen!" murmelte sie, „da dreht sich mein frommer Vater olewescholem (der Friede mit ihm!) im Grabe herum!"

„Ich verstehe sie nicht!" warf Engelbrecht heftig ein.

„Das können sie auch nicht," antwortete Raschelchen ruhig.

Nun verlegte sich Reinchen aufs bitten; sie las den Text des biblischen Oratoriums mit frommen Ausdruck vor, und als das nicht verfing, begann sie die Melodie der Arie auf der Geige zu spielen.

„Das geht ja wie ein Nijen (Synagogenweise)," sagte Raschelchen verwundert und war schon halb besiegt. Dann schlang Reinchen die zarten Arme um den Hals der Mutter und streichelte ihr mit dem Finger die frühgrauen Härchen unter das schwarze Band zurück und murmelte an ihr Ohr: „Gelt, Mutterleb, ich darf?" Und als Raschelchen unwillkürlich nickte, sprang sie jauchzend auf. „Ich darf, ich darf!" jubelte sie und küßte die Violine und ihren Freund Christian.

An andern Tage schon war Fräulein Reine Piccard neben Henriette Sonntag an den Straßenecken angekündigt und die gange Gemeinde gratulierte Raschelchen zu der unerhörten Kowed (Ehre)!

Aber die Gemeinde und das gute Raschelchen hatten kein Luech (Kalender) zu Rate gezogen, und als die Proben schon im vollen Gange waren, zeigte es sich, daß der Abend des Konzertes mit dem ersten Abende des Passahfestes, dem heiligen Sederabende, zusammenfiel. Da erhob die Mutter ihr entschiedenes Veto. Reinchen mußte dem Meister ankündigen, daß sie nicht mitspielen dürfe, was sie weinend und beklommen tat. Der aber furchte drohend seine Jupiterstirn. „Dummes Zeug!" rief er, „ich befehle es! Basta."

Durfte sie dem Meister erzürnen, dem sie alles verdankte? Sie eilte zu Madame Büding und erzählte ihr weinend den unlösbaren Konflikt. „Beruhige Dich, mein Kind," sagte die schöne Frau und begleitete sie zur Mutter. „Sie müssen Meister Spohr dieses Opfer bringen," sprach sie zu Raschelchen, „und glauben Sie mir, Sie tun damit ein gottgefälliges Werk. Bedenken Sie, daß Reinchen das erste Judenkind ist, dem der große Künstler die Wohltat seines Unterrichts erteilt hat. Im Stiche gelassen und erzürnt, würde er nie wieder sich zu Aehnlichem verstehen und für alle Zukunft tragen Sie dann die Verantwortung. Außerdem ist die Ehre Ihres Kindes die Ehre der ganzen Gemeinde und ein Kiduisch Haschem (Verherrlichung Gottes), und eine fromme Frau darf dem nicht entgegen sein."

Raschelchen schüttelte den Kopf bei diesen Argumenten. „Ich kenn' mich nicht mehr aus," sagte sie, „und das Aergste auf der Welt ist, wenn man nicht mehr weiß, was Recht und was Unrecht ist. Mein frommer Vater oleweschalem hätt' mirs sagen können, und kein Raaf ist auch nicht hier, der mirs paskenen (auslegen) kann. Aber Sie sind auch eine fromme Frau und im kleinen Finger gescheidter wie ich, Madame Chaichenleb, also in Gottes Namen soll mein Reinchen am Sederabend in der Tifle spielen!" Dabei brach sie in Tränen aus, die Reinchen vergebens wegzustreicheln versuchte.

„Wein' nicht, Mutterleb," schluchzte sie, „ich tus ja nicht, wenn Du mirs verbietest."

„Aber ich verbiet' nichts!" stieß Raschelchen hervor, „ich weiß nicht mehr, was Recht und was Unrecht ist!"

Während Reinchen seelenvoll und von allen bewundert in der Kirche spielte, saß ihre Mutter am Osterabende in der Frauenschule, den Kopf in ihr Marchsor (Gebetbuch) versteckt und so inbrünstig betend, als wollte sie die Töne übertäuben, die von der Geige ihres Kindes zum Himmel stiegen. Zu Hause deckte sie den Tisch mit den weißen Tüchern und den bräunlichen Mazzes und harrte schweigend auf die Ankunft ihres Kindes. Noch glühend vor Erregung kam Reinchen nach Hause im weißen Kleide, eine Rose im Haar, von Engelbrecht begleitet, der von dem Beifalle des Publikums erzählte und die Mutter beglückwünschte.

Raschelchen schien es kaum zu hören. „Laß Dich benschen, mein Kind," sagte sie und legte still murmelnd die Hand auf das blonde Köpfchen.

Engelbrecht lud sie nicht zum Bleiben ein; an dem „Ostermahle" soll kein „Fremder" teilnehmen. Schweigend trug sie die Speisen auf, mit gepreßtem Herzen saß Reinchen da an dem Abende ihres ersten Triumphes.

Wie Reinchens erster künstlerischer Erfolg immer weitere Wellen zog, tagelang Glückwünsche und Beifallsbezeugungen brachte, lobende Berichte in den Blättern

der Stadt und selbst in auswärtigen Journalen, so schien die Verstimmung jener Stunde auch immer breitere und tiefere Schatten über die Seele der frommen Mutter zu werfen. Es waren nicht Skrupel über das Vergangene, es war eine unheimliche Vorahnung der Zukunft. Die Musik hatte sich zwischen sie und ihr Kind gedrängt und sie begann sie zu scheuen und zu fürchten wie ein feindliches Element, und der Goi Engelbrecht ward ihr in demselben Grade verhaßt, als er Reinchen unentbehrlich wurde. Häufiger als je kam er zu den gemeinsamen Uebungen und sprach von gemeinsamen künstlerischen Projekten, von Konzerten und Kunstreisen in fremde Städte, von großartigen Erfolgen und Reichtümern. Raschelchen schüttelte nur den Kopf über solche „Stuß" (Torheiten).

Aber Reinchen, so unbefangen und kindlich sie auch stets dem Jugendfreunde begegnete, fühlte, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können, eine magische Gewalt, die sie zu seinem Willen zwang. Ihr ganzes Herz hing mit allen seinen Fasern an der geliebten Musik und fand in ihm den Wahlverwandten, der sie verstand. Der Ton ihrer Geige schien ihr ärmlich und verwaist, wenn er sich nicht mit dem Seinigen vermählte; die beiden Stimmen der Geigen waren ihre Korrespondenz, sie lauschten sich ihre Gedanken ab, ihre Wehmut, ihre Freude, sie plauderten in Tönen. Reinchen wußte nur zu gut, daß sie ohne Christian nicht leben könne, aber sie wußte keinen Namen dafür!

So nahte der Sommer; das Theater wurde geschlossen, Meister Spohr reiste ins Bad. Zum Abschied legte er liebevoll seine große Hand auf Reinchens Haupt. „Brav, mein Kind," sagte er, „noch ein Jahr und wir sind was Rechtes. Schonen Sie sich indes, Sie wachsen mir zu schlank empor und das Geigenspiel strengt die Brust an, zumal wenn man mit ganzer Seele spielt wie Sie!"

Aber gerade die Ferienzeit ließ Engelbrecht Muße, und emsiger als je wurden Duette studiert für die zukünftige Kunstreise. Und sieh'! Da kamen schon Briefe

aus Badeorten, die das junge Künstlerpaar zur Mitwirkung in Konzerten und bei Musikfesten einluden. Engelbrechts heimliche Schritte hatten Früchte getragen. Triumphierend brachte er die Briefe, vor Freude zitternd las Reinchen sie der Mutter vor; aber diese schüttelte gewaltig den Kopf. „Schmus periendis (pour rien dits, nichtssagende Reden)," murmelte sie, „ich werd' Dich fortgehen lassen, mein Reinchen, ohne mir!"

„Wer sagt das, Mutter!" rief Reinchen erschrocken.

„Was denn?" entgegnete diese heftig, „ich soll mitgehen und Dich herumführen wie einen Elefant? Und wenn Du mir, Gott soll meschomer sein! (behüts), krank wirst da draußen unter den Fremden? Nicht um alles in der Welt! Was hab' ich von der Musik, wenn sie mir mein Reinchen fortführt, ich hab' doch nichts auf der Welt, als wie Dich!" Tränen erstickten ihre Stimme. „Sieh' mich an," fuhr sie fort, „ich kann Dirs nicht erzählen, jetzt noch nicht und am wenigsten vor anderen Leuten; meine fünf Finger gäb' ich drum, wenn ich ruhig zu Haus geblieben wär', ohne andere Gedanken. Gott wird mirs mauschel sein (verzeihen), er hat mir ja Dich dafür gegeben, mein gebenschtes Kind! Nicht wahr, Du schlägst Dir das aus dem Kopf?"

Reinchen stand tiefbewegt mit niedergeschlagenen Augen. Da erhob sich Engelbrecht vom Klavier und schlug den Deckel zu, daß es schmetterte. „Unsinn!" rief er, „jüdische Beschränktheit, die jeden vernünftigen Menschen empören muß! Wozu empfing Ihr Kind ein so seltenes Talent? Wozu den Unterricht eines so großen Meisters? Haben wir jahrelang studiert, um in dieser Spelunke zu musizieren? Unglaublich! Ein solches Licht unter den Scheffel zu stellen, das ist eine Sünde, die Sie nicht verantworten können!

Erbleichend blickte Reinchen auf die beleidigte Mutter. Aber diese lächelte nur. „Er will mir ‚sagen," murmelte sie, „was eine Sünde ist. Und wenn ich nun eine beschränkte Jüdin bin, die ihr Kind um etwas bittet, was ihr ihr Herz und ihre bittere Erfahrung diktiert, ist

„Ehre Vater und Mutter" eine Sünde? Was meinst Du, Reinchen, mein Herz? Das haben wir zwei miteinander auszumachen und kein — anderer!"

„Also gut!" rief Engelbrecht und erbebte, daß die Brille auf seiner Nase zu zittern begann, „so machen Sie es allein mit mir aus! Bleibt, wenn ihr wollt, in euer Judengasse! Und deshalb habe ich dies Talent wie eine Perle aus dem Schlamme gezogen und deshalb sie zu dem großen Meister geführt und deshalb zwei Jahre lang mit ihr in Mozart, Beethoven und Haydn geschwelgt. Großer Genius!" rief er und schleuderte die Noten vom Pulte auf die Erde, „verzeihe Ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!"

Reinchen wollte sich nach den Noten bücken, aber er ergriff sie heftig bei den Schultern. „Laß! laß!" schrie er, „Du brauchst sie nicht mehr, ich reiße die Saiten von dieser Geige!" Er griff darnach, aber Reinchen entriß sie ihm zitternd und barg sie wie ein wimmerndes Kind an ihrer Brust. Wie ein schwanker Zweig, von widerstrebenden Winden umhergerissen, beugte sie sich in sich zusammen, und die Geige fest an sich drückend, hob sie die großen Augen zur Mutter empor: „Nur das nicht, Mutter! nur das nicht!" rief sie mit schmerzlicher Verzweifelung.

Raschelchen hatte beide Hände um die Kniee geklammert, deren heftiges Zittern zu verbergen. „Was willst Du von mir, mein Kind?" rief sie aus. „Mich bringst Du nicht dazu, daß ich mein junges, schwaches Kind hinausführ' in die fremde Welt. Willst Du allein gehen, ohne mich, gegen meinen Willen?" Tu', was Dir Dein Herz sagt."

„Reinchen!" rief Engelbrecht jubelnd aus und zog die Zitternde in die Fensternische und begann zu flüstern, und am ganzen Leibe bebend, hörte Reinchen ihm zu.

„Was red't er mit Dir, was ich nicht hören darf?" rief Raschelchen und erhob sich.

„Nichts, was Sie nicht hören dürfen!" entgegnete Engelbrecht. „Sie sollen es, Sie müssen es hören. Jetzt

steht ihr Kind am Scheidewege, die Tore der Kunst öffnen oder schließen sich ihr für immer. An meiner Hand soll sie eintreten, hörst Du, geliebtes Mädchen, an meiner Hand! Wie auf der Geige begleite ich Dich, wenn Du willst, durch das Leben!"

Reinchen starrte ihn an, Raschelschen warf einen Blick auf ihn, wie auf einen Wahnsinnigen.

„Du verstehst mich doch!" fuhr Engelbrecht immer glühender fort, „Du hast mich verstanden, seit wir uns fanden, was ich in Tönen Dir gesagt, in Tönen hast Du mirs erwidert. So laß michs Dir jetzt in Worten sagen: „Ich liebe Dich!" So hab' auch Du den Mut, es auszusprechen, daß Du mich liebst! Es muß in dieser Stunde entschieden sein, die Fesseln, die Dein Herz und Deinen Genius gefangen halten, müssen gebrochen werden, brich sie, geliebtes Mädchen, wie ich mich losreiße von den Vorurteilen der Welt gegen Deine Nation! Sei mein Weib! Ein Wort: Ja! oder Nein! Auf ewig vereint oder auf ewig getrennt!"

Und der schöne Jüngling hing mit flammendem Blick an den Augen des Mädchens.

Aber sie sprach das Wort nicht aus. Wie eine zur Rose aufgesprungene Knospe errötete sie bis unter die Goldfransen ihres Stirnhaares, ihr Busen wallte, als höbe er zum ersten Male seine jungen Flügel; wie eine fremde Sprache klangen die nie gehörten Worte verwirrend in ihr Ohr, ein süßer Schrecken umklammerte ihr Herz und fesselte ihre Zunge. Ihr Blick hob sich nicht auf den Geliebten, nicht auf die Mutter, es war, als flüchtete er in ihre eigene Seele zurück, ein Gefühl von Furcht überkam sie und ein kaltes Rieseln überlief all' ihre Glieder.

„Ein Wort! ein Wort!" rief Engelbrecht und faßte nach ihrer kalten, zitternden Hand.

Raschelchen, die in sprachlosem Erstarren seiner Erklärung gefolgt war, wollte ihr Kind seiner Berührung entziehen, aber die Füße versagten ihr, sie sank in den Sessel zurück. Die ganze Vergangenheit, die ganze Zu-

kunft sah sie in diesem Augenblicke zusammengedrängt. „Du siehst doch," brachte sie mühsam hervor — „Du siehst doch jetzt, wo er mit seiner „Kunst" hinaus will! So red' doch, red' wie Du denkst! So hart kann mich doch der Allmächtige nicht strafen, daß mein Kind seinen Gott verleugnet und seine Mutter! Ich sag' kein Wort, gib Du ihm die Antwort!"

„Reinchen, liebst Du mich?" rief Engelbrecht und faßte die Hände der Regungslosen. Ihre Lippen bewegten sich, aber sie sprach kein Wort. Er griff hastig nach seinem Hut. „Du schweigst!" rief er wild, „so leb' wohl für immer!" Da rang es sich wie ein Angstruf aus der Brust des Mädchens hervor: „Christian!" und sie erhob beide Arme, daß die Geige, die sie an die Brust gedrückt hatte, an ihr niederglitt.

Und Raschelchen hörte das Wort. Wie vom Blitz getroffen, sank sie zurück. „Reinchen! mein Kind!" schrie sie auf, so schrill, so schmerzlich, als hätte ein Messer ihr das Herz durchbohrt. Da war es, als fiele ein Baum von den starren Gliedern des Mädchens; wie ein Pfeil flog sie auf die Mutter zu, mit beiden Armen umschlang sie ihren Hals. „Ich bleib' ja bei Dir! Mutterleb!" schluchzte sie, „so lang ich lebe, bleib' ich bei meiner Mutter!"

Engelbrecht stürzte hinaus, auf der morschen, hölzernen Wendeltreppe verhallten allmählich seine hastigen Schritte. Laut weinend lag das Kind an der Mutter Brust; die drückte den blonden Kopf fest an ihr Herz, wie ein Vögelchen, das man an die Brust versteckt, und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich weiß, was in Dir vorgeht, mein Tachschid, mein Juwel! Du hast getan, was ich nicht getan hab', Du hast Deine Mutter losgekauft und mein frommer Vater bensicht dich dafür!" und die Hand auf die Hand des Kindes legend, betete sie mit zum Himmel erhobenen Augen: „Gott segne Dich wie Sarah, Rebekka, Rahel und Leah! Der Ewige segne und behüte Dich, der Ewige lasse sein Antlitz Dir leuchten und sei Dir gnädig, der Ewige wende sein Antlitz Dir zu und gebe Dir — den Frieden!"

Einige Tage später verließ Engelbrecht die Stadt. Er hatte einen Ruf an das kaiserliche Operntheater in Wien erhalten und war ihm gefolgt.

„Willst Du mir nicht ein bischen was vorspielen, mein gebenschtes Kind?“ fragte Raschelchen am andern Tag.

Reinchen hatte eben die gesprengten Saiten der Geige abzulösen und neue aufzuziehen begonnen. Sie griff nach dem Bogen, setzte ihn an und legte ihn wieder weg. „Ich kann nicht, Mutterleb“ sagte sie ruhig. Eine tiefe Blässe lag auf ihren Wangen, sie wollten sich lange nicht röten, endlich malten sich wieder Rosen, aber scharf abgegränzte, glühende auf das durchsichtige Antlitz und die Augen erschienen größer und glänzender als ehedem. Am Pfingstfest führte Raschelchen ihr Kind in den Tempel. Auf der Stiege begegnete ihnen Madame Büding und betrachtete überrascht und besorgt das schlanke Mädchen mit den geröteten Wangen und den bleichen Lippen. „Was ists mit Dir?“ fragte sie, mit der Hand über die blonden Locken streichelnd, „fehlt Dir etwas?“

„Meinem Reinchen?“ fragte Raschelchen befremdet.

„Mir fehlt nichts,“ sagte Reinchen und lächelte.

„Doch, doch, ich weiß, was Dir fehlt,“ entgegnete die schöne Frau.

Reinchen erglühte.

„Dir fehlt Luft und Licht,“ fuhr jene fort, „Du hast den Winter über zu fleißig studiert, und nun, im Frühling, fällt kein Sonnenstrahl in eure Gasse! Da muß etwas getan werden!“ Wenige Tage darauf hatte Madame Büding in einem Garten vor dem holländischen Tor ein Stübchen und ein Kämmerchen gemietet und bestand darauf, daß es Reinchen mit ihrer Mutter bezog. Das Klavier und die Geige wurden mitgenommen, doch blieben sie unberührt, auch ohne daß der Arzt, den Madame Büding sandte, es verboten hatte.

Reinchen saß im Garten, freute sich still der Blumen und neigte ihr Köpfchen dem Sonnenschein zu, wie eine Monatsrose in einem Glase Wasser. So oft die Mutter

sie betrachtete, lächelte sie. Bald konnte sie vor Mattigkeit das Zimmer nicht mehr verlassen; die guten Gärtnersleute stellten ihr Blumentöpfe ans Fenster und legten ihr Rosen auf die Decke ihres Bettes, über dem die Geige hing. Sie klagte nicht über Schmerz, sie lächelte nur still und stiller, wie die Lampe, in der das Öl versiegt. Raschelchen schien das nicht zu bemerken, ruhig und unbesorgt saß sie am Bette des Kindes. Die Frauen der Gemeinde besuchten sie oft, auch Frau Spohr erkundigte sich wiederholt und teilnehmend nach ihrem Liebling. Eines Tages war unsere Tante Channe hinausgekommen. Die erfahrene Greisin, die so oft an Krankenbetten gesessen war, betrachtete mit stummer Besorgnis den unheimlichen Zug, der von der feinen, transparenten Nase des Mädchens sich an den rosigen Flecken der eingefallenen Wangen hinabzog. „Gott wird helfen," sagte sie beim Abschiede zu Raschelchen, die sie in den Garten begleitete.

Da lächelte Raschelchen. „Das wird er auch," sagte sie mit seltsamer Zuversicht; „meinem Reinchen geschieht nichts, daß weiß ich! Ich hab' mir jetzt wieder die Akeite (das Opfer Abrahams) durchgelesen. Der Heilige, gelobt sei er! hat Abraham unserem Vater sein Kind nicht nehmen wollen, er hat nur sehen wollen, ob er ihn lieber hat oder das Kind. Und nachher hat er schon seinen Malach (Engel) geschickt. Und daß er dem Kinde so wehe getan hat, ist Abraham doch zum großen Verdienste angerechnet worden und heut noch erinnern wir Gott daran, er soll uns deswegen unsere Sünden mauchel sein (verzeihen). Nicht war, Madame Channe, das steht doch geschrieben und Kibet Av Em (Ehre Vater und Mutter) ist doch auch was, was einem zu gute kommt? Drum bin ich ganz ruhig, meinem Reinchen kann nichts geschehen. Ich glaub' immer, das ist nur vom Wachsen!"

Die alte Tante gab ihr Recht, um sie zu trösten. „Daß ist alles gewiß," sagte sie nickend, „das steht ja geschrieben!" (nämlich in der Thora).

So saß denn Raschelchen, glücklich in ihrer Zuversicht, auf dem Fußende des Bettes und plauderte mit

dem kranken Kinde. „Jetzt, Reinchen, mein Herz," sagte sie, „jetzt bist Du groß genug, jetzt kann ich Dir auch erzählen, was ich nie getan hab', von Deinem Vater!"

Reinchens Hände zuckten in den ihren. „Ja! ja!" flüsterte sie.

„Weißt Du, mein' Perl, ich bin von guten Leuten, mein Vater, gesegneten Andenkens, war der berühmte Chassen (Kantor) in der großen Schul' von Metz. Ein Kol (Stimme) hatte er gehabt, man solls nicht sagen, und getrillert hat er wie ein Rosignol. Meine Mutter olewescholem (der Friede mit ihr!) ist gestorben, wie ich noch klein war und Mimmle Madel (Mühmchen Madelon), die Schwester von meinem Vater, hat mich groß gezogen. Sie hat den ganzen Tag geort (gebetet) und ich hab' tun dürfen, was ich gewollt hab'. Gelernt hab' ich nichts, aber dreimal in einem Tage hab' ich mich anders frisiert, das hab' ich so in den Fingern gehabt. Mein Vater hat mir nie ein böses Wort gesagt, wenn die Mimmle mich gezankt hat, hat er mir ein Kniffchen in die Backen gegeben. Gott, was für ein Mann! Die ganze Musik in Dir hast Du von ihm. Lieb hat er mich gehabt, wie ich Dich, und ich — Gott soll mirs verzeihen!" — Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Du hast mir doch von meinem Vater erzählen wollen, Mutterleb!" sagte Reinchen und streichelte ihre Hände.

„Ja, das war Anno Neun, die Armee ist nach Oesterreich gegangen und wir haben Einquartierung gehabt in Metz. Da ist einer bei uns gelegen, der mit den Lieferungen zu tun gehabt hat für den Proviant, eine Schönheit von Gott, ganz Dir aus dem Gesichte geschnitten. Vier Wochen war er bei uns, er war ein Jud' aus dem Elsaß, Piccard hat er geheißen. Mein Vater hat ihn gern gehört, denn er hat gered't wie ein Buch, und ich noch viel mehr. Ich hab' nichts mehr gesehen und gehört auf der Welt, als wie nur den Piccard mit seine blonde Haar! Kannst Du Dir das vorstellen?"

Reinchen schloß die Augen, ein leises Beben flog durch die Nerven ihres bleichen Gesichts.

„Nun, wie die Armee hat weiter gesollt, hat er zu mir gesagt: „Raschelchen, geh' mit mir, sei mein Weib!" Ich bin zu meinem Vater geflogen, im siebenten Himmel hätt' ich nicht glücklicher sein können, als wie ich war. „Kindleb," hat mein Vater gesagt, „laß Dich nicht irr' machen, bleib' bei Deinem alten Vater, Du hast es doch nirgends besser auf der Welt. Du kennst ihn nicht genug und auf Reden allein soll der Mensch nicht gehen; und Du willst mit ihm hinausgehen in die Milchome (Krieg). Folg' mir, mein Kind, und schlag' Dir ihn aus dem Kopf!" „Mein Vater leids nicht," hab' ich zu ihm gesagt. „Was fragst Du Deinen Vater, wenn Du mich lieb hast," hat er gesagt. „Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und soll dem Mann folgen," steht geschrieben. — Was soll ich Dir sagen, Reinchen, mein Juwel, wie er hat fort müssen, ist mirs gewesen, als wenn er mir die Neschom (Seele) aus dem Leibe herauszieht; und ich — ich bin mit ihm gegangen heimlich und ohne meinem Vater ein Wort zu sagen. In Straßburg hat uns der Maire getraut, ich hab' wollen zum Raaf mit ihm gehen, aber er hat gesagt, „es ist das neue Gesetz und in Kriegszeiten darf man sich nicht rühren!" So sind wir langsam gekommen bis nach Ulm, wo eine lange Station war, dann hab' ich nicht weiter gekonnt wegen Dir. Und bei Nacht hab' ich mir die Augen ausgeweint vor Schwerlef (Herzeleid) über meinen Vater, und das hat ihn so verdrossen, daß ich keine gute Stund' mehr gehabt hab'. Ich hab' gesehen, daß ich ihm zur Last bin. Da hat er gesagt, ich darf nicht weiter mit und hat mir Geld gegeben und ich bin wieder nach Hause zu meinem Vater, und wie ich mich vor ihm niedergeworfen hab' und hab' so geweint, hat er mir kein böses Wort gegeben, und wenn Mimmle Madel geschimpft hat, hat er gesagt: „Was tust Du? Ist sie nicht gestraft genug!" Und wie Du bist auf die Welt gekommen, hat er Dich gebenscht mit seinen frommen

Händen. So ein Vater! Und ich habs doch gesehen, wie ich ihn zu Tod gekränkt hab' denn er war ganz zusammengefallen und hat gehust't. Der Kummer macht alt vor der Zeit. Ich hab' immer auf Brief' gewartet und es ist nichts gekommen; ich hab' gehört, die Proviantkommission liegt in Kassel. Da bin ich noch einmal fort, die Mimmle, wenn sie mit mir auch gezankt hat, hat Dich gern gehabt, so hab' ich Dich versorgt gewußt. Ich bin ankommen und hab' mir die Füß' abgelaufen, es hat keiner was von ihm gewußt. Da hab' ich mich geschämt vor meinem Vater und gefürchtet vor der Mimmle, und hab' geschrieben, ich hätt' ihn gefunden, und was ich mir verdient hab' mit Frisieren, denn das hab' ich verstanden cummelfo (comme il faut), das hab' ich nach Haus geschickt, als wie wenn ers schickte für sein Kind. Und ich hab' auswendig gelacht und mein groß Herzeleid versteckt, damit ich anderen Leuten nicht zuwider bin. Und immer hab' ich gefragt nach ihm und von einer großen Generalsfrau, die ich frisiert hab', hab' ichs endlich herausbekommen, daß er mit der großen Armee ist gegangen nach Rußland. Aber herausgekommen ist er newich (leider) nicht mehr und Gott solls ihm mauchel sein (verzeihen), wie ichs ihm längst mauchel gewesen bin! Ich habs nicht besser verdient! „Ehre Vater und Mutter" steht ja schon auf den zwei Tafeln, die Gott selber an Mausche ribenu (Moses, unserem Lehrer) gegeben hat! Nicht wahr, mein Reinchen, mein gebenschtes Kind?"

Reinchen zog die Hand der Mutter an die spröden, heißen Lippen und schloß aufs neue die Lider mit den langen, goldenen Wimpern.

„Nun," fuhr jene fort, „wie das Royaume hier zu End' 'gangen ist, was hätt' ich tun sollen? Ich bin heimgangen, und meinen Vater — ich hab' ihn nicht wieder gefunden! Vier Wochen vorher hat ihn Gott zu sich genommen, nicht einmal die Augen hab' ich ihm zudrücken dürfen, die guten sanften Augen. Du mußt

Dich doch noch an die Augen erinnern, Reinchenleb! Du warst doch schon vier Jahr alt! Ich hab' mir nicht die Haar' ausgerissen, damit die anderen keine Nekome (Schadenfreude) haben; hingekniet hab' ich mich an seinem Grabe und geschworen, ich will fromm sein wie er, damit er mir drüben verzeiht, was ich ihn hier gekränkt hab'. Mein Vater hat neb nichts hinterlassen, zu verdienen war daheim nichts und geschämt hab' ich mich auch, da hab' ich das Bissele, was da war, an Mimmle Madel gelassen und bin mit Dir wieder hierher gekommen, wo ich gewußt hab', daß gute Leut' sind. Und Du warst mein Massel und meine Brosche (Glück und Segen), wie Dus heut noch bist! Um Deinetwegen haben sie mich hier aufgenommen und alles andere weißt Du ja; aber das weißt Du noch nicht, wie ich glücklich war in der Armut durch den Reichtum an Dir! Und wenn ich auch im Winter kein warm Kleid auf dem Leib gehabt hab' und hab' Dich an der Hand geführt, so bin ich mir vorgekommen wie Schippe-Malke (die Piquedame ist das Symbol der Pracht). Und wenn ich Dein Stimmchen gehört hab' oder den Ton von Deiner Violin', so ist mirs gewesen, mein Vater lacht dazu in Gan-Eden und ich hätt' am liebsten gehabt, es hört' Dir kein anderer zu wie er und ich. Und wie Du hast müssen in der Tifle spielen, begreifst Du jetzt, mein' Kron', was in mir vorgegangen ist? Aber reden wir nicht davon, das ist vorbei, und wars eine Ewere (Sünde), so hast Du alles zehnmal gut gemacht in jener Stunde, wo Du hast Dein Herz geopfert für Gott und Deine Mutter, da hast Du meine Seele ausgelöst bei Gott dem Allmächtigen und am Jaum-Din (Tag des Gerichtes) wird Dein Sechus (Verdienst) Deiner armen Mutter zu gute kommen!" Weinend sank ihr Haupt an die Brust des Mädchens, daß die mageren Arme um ihren Hals schloß. Sie hörte das Herz Reinchens so dröhnend zittern, daß sie sich erschreckt erhob. „Reg' Dich nicht auf, mein Herz!" rief sie und streichelte das geliebte Haupt, das sie sanft auf die Polster zurückgleiten ließ.

Der Herbstwind begann die Bäume im Garten zu lichten. Reinchen starrte mit großen, offenen Augen hinaus auf das sanft wirbelnde goldene Laub, — „Ob ich die Bäume noch einmal grün sehen werde?" flüsterte sie einmal.

„Was red'st Du für Stuß (Torheit)!" schalt die Mutter. „Wo darf Dir etwas geschehen? Unser Herrgott weiß doch, was Du bist!"

„Wissen Sie was neues, Frau Piccard?" sagte ihr eines Tages eine Frau, die ihre Nachbarin in der Gasse gewesen und sich im Vorbeigehen nach dem „lieben Mamsellchen" erkundigte, „der Engelbrechtin ihr Christian hat ein großes Glück gemacht. In Wien hat eine Bäckerstochter sich in ihn verliebt und ihn geheiratet und hat ihm ein dreistöckiges Haus und viele hundertausend Gulden zugebracht!"

Raschelchen schüttelte den Kopf und lächelte wehmütig. „So ist der Goi!" murmelte sie vor sich hin.

Sollte sie es Reinchen mitteilen? Vielleicht daß die Nachricht von Engelbrechts raschem Vergessen den letzten Schatten der Erinnerung aus dem Herzen des Kindes verscheuchen und ihre Genesung beschleunigen würde? Aber nein, lieber den verhaßten Namen gar nicht mehr nennen! Raschelchen fühlte sich dennoch beunruhigt. Nichts beklemmte sie mehr als der Zweifel. Wie hätte sie das Siechtum des geliebten Kindes so ruhig ertragen, hätte sie nicht die Gewißheit gehabt, das Opfer ihres Kindes sei eine Mizwe (fromme Tat), die Gott durch völlige Genesung vergelten müsse. „Gott ist ein Schaufet Zedek (gerechter Richter)," murmelte sie oft vor sich hin, „und wie er mich bestraft hat, so muß er mein Reinchen belohnen!" Sie sah ruhig ihr Kind mit gebundenen Händen auf dem Holzstoß liegen, sie wußte der Engel sei nahe, der das gezückte Messer abwehren und ihr sein „Heil" verkünden würde.

Und er war nahe, der erlösende Engel!

Die großen Feiertage kamen heran, sie fielen dieses Jahr in den späten Oktober; der Herbstwind schlug an

die Fenster des Gartenhäuschens. Raschelchen saß, während die anderen in weißen Kleidern im Tempel beteten, am Lager des Kindes, das rasch und leise atmete. Zwei Lichter brannten auf dem weißgedeckten Tischchen, verspätete Monatrosen hauchten bleich und sterbend ihren Duft auf der Decke des Krankenlagers aus.

Da fuhr Reinchen auf wie aus einem Traume und streckte die magere Hand nach der Geige aus, die über ihrem Bette hing.

„Was willst Du, mein Herzblatt?"

„Die Geige," lispelte das Kind.

Raschelchen besann sich, ob sie am heiligen Neujahrabende ihr die Geige geben dürfe? Aber dem Kranken ist alles erlaubt; sie klomm am Bette hinauf und löste die Geige vom Nagel. Reinchen griff darnach und drückte einen langen Kuß auf die schlaffen Saiten. In ihre großen Augen traten Tränen und sie betrachtete das Instrument mit unsäglicher Zärtlichkeit. „Ich hab' von ihr geträumt," flüsterte sie, „ich hab' auf ihr gespielt, die Sonate in f, und — —" sie schüttelte leise den Kopf, ein tiefer Seufzer hob sich aus ihrer Brust.

„Du wirst sie wieder spielen, mein gebenschtes Kind!" rief die Mutter, „und schöner als je! Weißt Du, was ich mir vorgenommen hab'? Wenn Du, so Gott will, wieder ganz gesund bist, geh' ich mit Dir und laß Dich hören, wo Du willst! Wir zwei allein! Soll ich mich genieren, weil ich eine alte Jüdin bin? Dafür bist Du ja mein Kind! Und es braucht mich ja keiner zu sehen; ich zieh' Dich nur an, in schöne, neue Kleider, Madame Büding hat mir schon gesagt, sie wird Dich ausstatten wie eine Kalle (Braut), und die Frau Kapellmeister gibt uns Schreiben mit an alle vornehme Musikanten, und wenn Du nachher spielst, steh' ich hinter der Tür, wie Du 'rausgehst, mit dem Tüchel in der Hand, damit Du Dich, Gott soll bewahren! nicht verkühlst. Gelt, mein Herz, das darf ich? Und dann reisen wir weiter und weiter bis nach Metz, und da zeig' ich Dich und hab' meine Gaiwe (Stolz) an Dir! Nun, was sagst Du dazu, mein Kind?"

Reinchen schien das Geplauder der Mutter kaum zu hören; ihre Blicke waren fest auf die Geige gerichtet. „Ich hab' geträumt," flüsterte sie, „ich spielte die Sonate von Beethoven, weißt Du —" sie griff mit den durchsichtigen Fingern in die Saiten, um das Thema des Adagios anzudeuten, — „und am Klavier — saß Christian —"

Die Mutter zuckte bei diesem Namen. „Nenn' den Goi nicht mehr," stieß sie hervor, „nicht gedacht soll er werden! Er hat in Wien geheiratet und —"

Sie konnte nicht ausreden, mit ihrem Leben hätte sie gern das Wort zurück in die Kehle gebannt. Mit weit geöffneten Augen hatte Reinchen sie angestarrt, als dränge sich ihre ganze Seele hervor; dann wie von unsichtbarer Kraft getrieben, bäumte sich die gebrechliche Gestalt auf, sank zurück, die beiden Hände griffen krampfhaft nach dem Herzen, ein Blutstrom quoll aus den zusammengepreßten Lippen hervor.

„Schma Israel!" kreischte die Mutter und warf sich auf das verhauchende Kind.

Auf den Schrei waren die Gärtnersleute herbeigeeilt. Man sandte um die frommen Frauen; gewaltsam trennte man die entgeisterte Mutter von dem entseelten Kinde.

Die erfahrene Tante Channe ließ die Wächterinnen im Gartenhaus und wandte ihre Sorge der ohnmächtigen Mutter zu; sie ließ sie in einer Sänfte in ihre eigene Wohnung tragen und hielt ihr so lange Hoffmännische Tropfen unter die Nase, bis sie die Augen aufschlug.

Wie im Halbschlaf starrte Raschelschen die fremden Hände an. „Ist mein Reinchen tot?" fragte sie endlich.

Die Tante suchte lange auszuweichen.

„Ist mein Reinchen tot?" wiederholte jene.

„Gelobt sei der Richter der Wahrheit!" So sprach die Tante endlich mit dem Spruche, den man über die Toten sagt.

Da schüttelte Raschelschen ungläubig den Kopf. „Es kann doch nicht sein," sagte sie, „Gott ist gerecht und mein Reinchen tot?"

„Die Wege Gottes sind unerforschlich," entgegnete die fromme Greisin.

Doch jene versank immer tiefer in sich selbst. „Am Schiwerlef (Herzbruch) ist mein Kind gestorben," murmelte sie; „bin ich Schuld dran? Ich weiß nicht! Soll ein Kind seine Eltern verlassen und dem Manne folgen, wie geschrieben steht, wo ist nachher meine Ewere (Sünde)? Soll ein Kind sein Herz opfern und seinen Eltern folgen, wie geschrieben steht, wo ist nachher die ihre? Da soll einer wissen, was Recht und Unrecht ist, wenn mein Reinchen sterben muß in der Blüt' ihrer Jugend!

„Ich will zu meinem Kind!" schrie sie plötzlich auf und sprang vom Sessel. „Fürchten Sie sich nicht, Madame Channe, ich weiß, was ich tu', ich weiß, daß mein Kind tot ist und ich leben muß. Aber lassen Sie mich zu meinem Kinde um Gottes Barmherzigkeit willen." Da war jeder Zuspruch der frommen Trösterin vergebens, wie vom Sturme getrieben flog die Unglückliche zu dem Gartenhaus. Man hatte das Antlitz der Entseelten mit mit einem Tuche verhüllt. Die Wächterinnen erschraken beim Eintritt der Mutter und erwarteten einen Ausbruch der Verzweifelung. Aber diese zog leise das Tuch zurück und betrachtete die starren, schönen Züge des geliebten Angesichts, dann setzte sie sich ans Fußende des Bettes und schüttelte den Kopf und murmelte Worte, die niemand verstand.

Zwei Tage lang durfte die Leiche nicht berührt werden wegen der Festtage. Zwei Tage lang saß die Mutter dort, ablehnend winkend, wenn man sie zur Ruhe lud oder ihr einen Bissen Nahrung bot. Am dritten ließ sie es sich nicht nehmen, Reinchen selbst anzukleiden und in den Sarg von sechs tannenen Brettern zu betten. Als sie die Geige nahm, die die Sterbende noch an die Brust gedrückt hielt, und sie unter das Strohkissen unter das Haupt des Kindes schob, und all' die welken Rosen die auf der Decke ihren Totenduft atmeten, über die Leiche säte und die frommen Frauen es wehren wollten,

da das eine Sünde sei, da blickte sie sie mit durchbohrenden Augen an. „Wißt ihr was eine Sünde ist?“ rief sie aus. Dann kniete sie neben den Sarg und flüsterte wie plaudernd in das Ohr ihres Kindes, lange, lange. „Nicht wahr, Du bitt'st für mich; nicht wahr, Du warteſt auf mich, Reinchen, mein Gold! Bald — bald!“ Das waren die abgeriſſenen Worte, die man aus ihrem Geflüſter vernahm.

Faſt die ganze Gemeinde begleitete ihren Liebling zur Gruft. Der Wagen Spohrs folgte dem Zuge. Da dies den Frauen nicht geſtattet iſt, ſo hatte Raſchelchen ſich auf Umwegen hinausgeſchlichen und an der Hecke des Friedhofs verſteckt. Mit ſanfter Gewalt wollte man ſie fortführen. Man hatte ihr bei guten Leuten Unterkunft ausgemittelt und die Damen hatten eine beſcheidene Penſion für ſie ſubſkribiert. Als ſie aber an dem kleinen Häuschen im Dorf, nächſt dem „guten Ort“ (Friedhof), vorüberkam, in dem die Kranken der Gemeinde verpflegt wurden, bat ſie flehentlich, ihr dort ein Aſyl zu gönnen. Man willfahrte ihr. Wochen verbrachte ſie dort, täglich das Grab ihres Kindes beſuchend; dann meldete ſie ſich, als die Leichenwäſcherin plötzlich ſtarb, für deren Stelle. Sie hat ſie faſt dreißig Jahre lang bekleidet, nur mit den Toten lebend, die ihr die Boten ihrer Liebesgrüße waren; mit den Lebenden verkehrte ſie kaum.

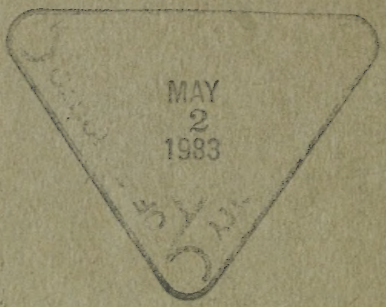
Ich hatte an einem Sabbat einen Spaziergang ins Eichwäldchen gemacht und kam an der Ecke des Friedhofs vorüber, den an dem heiligen Tage niemand betritt. Auf einem mit Blumen reich bepflanzten Grabhügel ſah ich die zuſammengekauerte Geſtalt der Greiſin. In dem naheliegenden „Fiſchhaus“ war Muſik; die Töne einer Geige klangen leiſe zitternd herüber. Da ſah ich, wie Raſchelchen die Hände zum Himmel hob, ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, als wolle er gewaltſam ihre Seele hinüber tragen. Teilnehmend trat ich näher. Sie erſchrak. Aber dann blickte mich ihr mattes Auge forſchend an, als ob ſie mir etwas zu ſagen habe. „Kennen Sie mich?“ fragte ich.

„Wie soll ich Sie nicht kennen!“ erwiderte sie, „ich hab' doch ihr kleines Schwesterchen Estherchen begraben, dort liegt sie an der Hecke neben dem Weidenbaum. Und Ihre Eltern, Gott lohn' es ihnen, haben mir immer Gutes getan.“

„Und hat die lange Zeit Ihren Schmerz nicht zu stillen vermocht, arme Frau?“ fragte ich gerührt.

„Ja, es ist lang her,“ murmelte sie, „wie lang? ich habs nicht gezählt. Und das Herz ist auch still geworden, aber der Kopf! Ich zerbrech' mir den Kopf schon zwanzig Jahr lang und drüber. Soll so ein arm' Menschenkind dem Manne oder den Eltern folgen? Was ist Recht? Was ist Unrecht? wenn beides geschrieben steht! Sie sind doch ein studierter Mann, wie legen Sie mirs aus, daß ich leb' und sie tot ist? Wann werd' ich erfahren? Wie lang wirds noch dauern?“

Es hat nicht lange mehr gedauert. Ob sies erfuhr, was Recht und Unrecht sei? Wer kanns enthüllen?


MAY
2
1983

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 10 014 0